



Jeden Sonntag erscheint  
eine Nummer.

Dreißigster Jahrgang.

N<sup>o</sup> 10.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer  
15 Pfennig.

## Die Hochstapler.

Roman von Hans Wachenhusen.

XI.

Wolf fand vor seinem Zimmer denselben englischen Beamten, der ihm eine schriftliche Aufforderung überreichte, sich sofort zum Friedensrichter zu begeben. Er sah nicht,

wie Lucy in ihr Gemach verschwand. Aufbrausend reichte er das Papier zurück.

„Man wende sich an Mr. Bird, der soeben meine Trauung mit dieser Dame, meiner Frau, vollzogen!“ rief er schroff und dem Beamten den Rücken wendend. „Nur dem Konsul würde ich weiter Rede stehen!“

„Don Armero erwartet Sie mit den Zeugen!“

„Mir gleichgültig. Er mag warten! Ich wünsche nicht weiter belästigt zu sein!“ Er reichte dem Mann ein Gold-

stück und trat in sein Zimmer. „Sollte der junge Mann, der da unten an uns herantrat, auch einer von Don Armero's Spießgesellen gewesen sein?“ fragte er, sich an das Fenster stellend. „Aber wo ist Lucy? Sie hat sich vor dem Beamten gefürchtet! . . .“

Er wechselte den schwarzen Anzug gegen sein Reiselostüm.

„Und die Thür verschlossen!“ grollte er, als er wieder über den Korridor schritt. „Lucy, mach' auf, ich habe mit Dir zu sprechen!“



Die Hochstapler. Wolf's Hand legte sich fest wie ein Schraubstock um Guino's Handgelenk. (S. 110.)

Diese lag knieend vor einem Sessel wie vor einem Betstuhl, die Stirn in die gefalteten Hände gelehnt. Sie flüsterte unverständliche Worte, dann hob sie die bleiche Stirn.

„O heilige Mutter Gottes,“ betete sie, „verzeih' du mir, wenn ich Unrecht gethan! Jahre sind ja verflossen, seit ich Valerio nicht mehr sah, nichts von ihm hörte! Und was war denn zwischen uns? Eine innige Kindheitsfreundschaft schloß uns aneinander, bis man ihn fort sandte. Ich hörte nichts mehr von ihm... Warum kam er jetzt! Warum mußte er mir in den Weg treten, als es längst zu spät war! Warum hatte mich Alles verlassen müssen, was ich lieb hatte, was mir Zuflucht hätte geben können vor herzlosen Menschen!... Jetzt bin ich sein Weib! Aber stärke du, Heilige, mein Herz, daß ich es sein kann mit der Liebe, die ich dem Gatten schulde, der mich von Schmach und Elend erlöste...“

Langsam erhob sie sich; sie schien Trost gefunden zu haben im Gebet. Als Wolf pochte und rief, schrak sie zusammen. Hastig, sinnend starrte sie vor sich nieder.

Sie sah die grünen Blätter der Rose an ihrer Brust. Mit furchtsamer Hand riß sie den Stiel heraus und warf ihn von sich.

„Ich will nicht mehr an ihn denken!“ flüsterte sie mit bebenden Lippen... „Ich komme!“ rief sie, sich verwirrt zur Thür wendend. „Ich fürchtete mich!“ fuhr sie fort, vor ihm die Augen senkend und zitternd, als habe sie ein Verbrechen begangen. „Ich wußte ja, Du werdest viel Nachsicht mit mir haben müssen... Laß uns nur fort von hier!“ bat sie, zu ihm aufschauend und sich an ihn schmiegend. „Du weißt nicht, Don Armoro hat viel Anhang hier! Sag' mir: nicht wahr, jetzt bin ich Dein Weib, nach euren Gesetzen Dein angetrautes Weib, und er hat keine Gewalt mehr über mich?“

„Keine!“ lachte Wolf. „Aber, sag' Du mir: wer war der junge, hübsche Mann, der so erschrak, als er Dir die Blume reichte?“ Wolf's Blick haßte prüfend, aber doch ohne den Ausdruck des Argwohn's auf ihr. „Gehörte er etwa auch zu denen, die Du flohst?“

Lucy's Wangen entfarbten sich wieder. Sie schaute zu Boden und zögerte mit der Antwort. Sie schreckte vor einer Unwahrheit zurück, aber auch vor der Wahrheit.

„Es ist Don Valerio, der Bruder von Don Pablo, dem Gatten meiner Schwester. Er ward nach Deutschland an ein Konsulat gesandt, von da nach Texas an ein anderes, von wo er wohl soeben erst zurückgekehrt.“

Sie erröthete, während sie sprach.

„Warum erschrak er so, und warum wirst Du roth?“

„Ich kann nicht lügen, Wolf.“ Sie schlug die Augen groß und ernst zu ihm auf. „Wir wuchsen als Nachbarkinder auf und hatten uns gern; aber das ist vergessen; wir sahen uns seit Jahren nicht mehr... Er war wohl überrascht, mich an Deiner Seite wiederzusehen... Laß uns nicht mehr davon sprechen.“

„Wie Du willst! Du bist fertig zur Reise?“ Wolf hatte den flüchtigen Verdacht niedergelämpft, der bei ihrem Erröthen in ihm aufgestiegen. Was verstand er von Frauenherzen! Sie hatte ihm gesagt, sie könne nicht lügen, und in wenigen Stunden trug sie ja Beide der Dampfer davon.

„Gott gebe dieser Schleichhändlerbande den Gedanken ein, mir nicht mehr in den Weg zu kommen; es gäbe noch in der letzten Stunde ein Unglück!“ rief Wolf, an das Fenster tretend, während Lucy geschäftig Alles zur Reise bereitete und heimlich vor jedem Geräusch erzitterte. Er sah eine Gruppe von Männern in spanischen Kostümen sich vor der Thür des Hauses sammeln, die mit unverhämten Mienen zu seinen Fenstern hinausblickten. „Mit einem Dutzend dieser Kerle würde ich fertig!“

Erschreckt schaute Lucy auf, als Wolf den Revolver aus der Brusttasche zog.

„Um aller Heiligen willen, was ist?“ rief sie, die Hand auf die geängstete Brust pressend, denn was Wolf nicht aufgefallen, hatte sie auf dem Rückwege von Mr. Bird ängstlich beobachtet: eine Gruppe von andalusischen Burtschen mit braunen, verwegenen Gesichtern, wie sie deren in den Bergen mit dem Oheim verkehren gesehen. Sie hatten auf Wolf's ungewöhnliche Gestalt gedeutet und sich vor den Häusern am Plage verheilt.

„Nichts! Beunruhige Dich nicht! Spüte Dich! In wenigen Minuten soll der Wagen vor der Thür sein und wehe Dem, der es wagt, mir lästig zu werden!“ Er trat noch einmal zu Lucy und legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Sei aufrichtig! Hat Dein Oheim, hat irgend sonst Jemand Ansprüche auf Dich?“ Seine Stimme klang drohend, aber nicht verlegend.

„Auf mich?“ Sie schüttelte das Haupt. „Don Armoro weiß, daß ich alle seine Geheimnisse kenne! Ich war in seiner Hand; er fürchtete mich nicht. Don Guino rühmte sich in meiner Gegenwart, den Hauptmann der Guardia getödtet zu haben; der Gobernador hat einen Preis von fünftausend Realen auf den Kopf des Mörders seines Sohnes gesetzt.“

„Wenn er mir in den Weg kommt, ist sein Kopf keine fünf Realen mehr werth! Ich liefere ihn dem Vater für weniger noch!“ Wolf trat wieder an das Fenster und zog Lucy mit sich. „Ist dieser Guino unter den Kerlen da unten? Fürchte Dich nicht! Sag' es mir, wenn Du ihn siehst!“

„Nein, nein! Aber ich sah ihn heute in das Haus hier

treten!...“ Sie fuhr erschreckt zurück, „Dort kommt er über den Platz! Er tritt in das Haus!“

Wolf beugte sich aus dem Fenster und folgte ihm mit den Augen.

„For, halte Wache!“ rief er dem Hunde zu, der in der Ecke liegend die Unruhe seines Herrn beobachtete und sich erhob, um diesem die Hand zu lecken. „Erwarte mich hier!“

„Wolf, ich beschwöre Dich, bleib!“

Er hörte sie nicht. Sie horchte auf seine schweren Schritte im Korridor. Der Hund hatte sich gehorham vor die Schwelle gesetzt und wedelte der Herrin Muth zu.

Wolf trat inzwischen in das Gastzimmer, in dem verteilt über die Zeitungen gebeugt einige Offiziere saßen. Er bemerkte Eschenburg nicht, der das Gesicht abwandte. Im halbdunklen Hintergrund aber erkannte er Don Guino, der lebhaft gestikulirend einem andern Herrn — Don Armoro, gegenübersaß.

„Ich bitte um ein Wort!“ rief er in englischer Sprache, dem Ersteren die schwere Hand auf die Schulter legend.

Don Guino, ein Mann von vierzig Jahren, von schwächlichem Wuchs und braunem, mit spanischem Backenbart umrahmtem Gesicht, erhob sich beleidigt. Seine schwarzen, stehenden Augen spielten drohend auf dem Fremden, mächtigten aber ihren herausfordernden Ausdruck, als sie die ganze Athletengestalt gemessen.

„Ich bin gewohnt, von Fremden in anderer Weise angeredet zu werden!“ antwortete er, während Don Armoro, hinter einem Stuhle stehend, mit dem Ausdruck des Hasses auf Wolf schaute.

Dieser machte ihm eine kalte, spöttische Verbeugung.

„Ich behandle Jeden nach Verdienst!“ fuhr er in barischem Tone fort. „Ich wollte Sie zunächst ersuchen, Ihre Bande da vom Platz zu entfernen, die mir lästig ist!“

„Herr, Sie wagen es, mich zu beleidigen!“ Don Guino's Hand fuhr in die Tasche nach der Navaja.

„Lassen Sie Ihr Messer,“ lachte Wolf, die Hand an die Brusttasche legend. „Neben mir ohne Stahl; Sie würden dabei zu kurz kommen!“ Er warf einen Blick in den Vordergrund des großen Raumes, in welchem die Offiziere in englischer Gleichgültigkeit ihre Zeitungen weiter lasen.

„Sie sind hier unter sehr achtbaren Leuten, in deren Gesellschaft Sie nicht gehören; ich ersuche Sie daher, nicht nur dieses Haus, sondern auch die Stadt binnen zehn Minuten zu verlassen.“

Guino's Zähne knirschten. Auch Don Armoro that, jedoch mit der Stuhllehne vor sich, einen Schritt heran.

Wolf sah diese Drohung und lachte. Sein Gesicht ward jedoch wieder ernst, als er in Guino's Hand das Einschlagmesser sah.

„Ich bitte Sie, keine Kindereien! Sie sind hier auf englischem Boden, nicht in Santa Fé!“

Der Name wirkte elektrisch auf Guino; er blickte, um sein Erschrecken zu verbergen, auf Don Armoro. Wolf's Hand legte sich inzwischen, ehe er es gewahrte, fest wie ein Schraubstock um sein Handgelenk und die mit Gold eingelezte Navaja fiel zu Boden. Guino's Gesichtsmuskeln spannten sich im Schmerz. Don Armoro hob drohend den Stuhl. Beide wechselten einen Blick, schnell wie ein Blitz.

„Dieser Herr“ — Wolf deutete auf Armoro — „war so gütig, mich vor den Richter zu laden; ich will ihn nicht mit Gleichem belästigen, ich würde dadurch Andere in den Bergen von Ronda unglücklich machen, die, wie ich sah, in seinem Dienste stehen, bedauernswerthe Leute, die eben ihr Brod erwerben, so gut es ihnen möglich. Sie aber werden mich verpflichten, wenn Sie demselben ein Beispiel der Vorsicht geben und so eilig wie möglich aus diesem Hause und der Stadt verschwinden, ich würde sonst auf den Einfall kommen, mir für die Armen derselben fünftausend Realen zu verdienen, für die Sie allerdings Ihren Kopf hergeben müßten!... Sie, Don Armoro,“ wandte er sich wieder an diesen, als er sah, daß derselbe mit Verständnis dieser Unterhaltung in englischer Sprache gefolgt, „bitte ich um Entschuldigung, daß ich Sie nicht zum Zeugen meiner soeben vor dem Pfarrer Bird vollzogenen Trauung mit Ihrer Nichte geladen; Sie selbst zwangen mich durch Ihre Feindseligkeiten zur Eile; ich würde sonst eine Verständigung mit Ihnen gesucht haben. Wie jetzt die Sache einmal liegt, muß auch Ihnen daran gelegen sein, daß ich noch diesen Abend auf das Schiff gehe, ich würde sonst diesem Herrn da und auch Ihnen unbequem werden können. Einen Abschied von Ihnen hat Lucy nicht begehrt, und auch Sie werden ihn nicht wünschen. Meinen Wunsch kennt dieser Herr, den ich zu meinem Besten noch dastehen sehe; ich hoffe, er wird flug genug sein, mir aus dem Wege zu bleiben!“

Mit einer kalten Verbeugung wandte er Beiden den Rücken.

Eine Viertelstunde darauf bestieg er mit Lucy die vor der Thür haltende Galeja, zufrieden, die braunen Gesichter nicht mehr zu sehen, die auf Guino's Wink verschwunden sein mochten, und von dem Hunde gefolgt fuhr er die Waterportstraße hinab.

Lucy sah heimlich zitternd neben ihm. Ihr Auge spähte nach Allem, was ihr verdächtig schien. Sie verschwieg es ihm, als sie hier und dort hinter den Thüren der kleinen Häuser ein verschmitztes Gesicht hervorlugen sah. Sie war gefaßt darauf, daß Guino noch einen letzten Versuch auf ihr oder Wolf's Leben machen werde, obgleich dieser sich noch nicht die Zeit genommen, ihr von seiner Unterhaltung mit Don Armoro zu sagen.

Beruhigend war es ihr, als sie unten in der Stadt in

der Nähe des Kai den Reverend Bird erscheinen sah, der den Weg zum Schiff hinab nahm und ihr aus der Ferne schon winkte; aber erschreckend wandte sie sich ab, als sie an seiner Seite denselben jungen Mann erkannte, der...

In dem Augenblick fiel ein Schuß in der engen, von elenden Hütten besetzten Straße. Wolf fuhr mit der Hand zum Arm, der Kutscher hieb erschreckt auf das Pferd und jagte zum Hafen hinab.

„Großer Gott, Du bist verwundet!“ rief Lucy, Wolf umklammernd.

„Beruhige Dich! Wenn nur der Hasenfuß da nicht so davonjagte!“ Wolf, aus dessen Arm das Blut hervorquoll, richtete sich im Wagen auf und schaute drohend zurück. Es war zu spät, eine ganze Reihe der kleinen Boutiken lag schon hinter ihm und der Wagen rollte eben zum Kai hinab.

Athemlos war ihm Mr. Bird gefolgt. Er stand bereits am Wagen, als Wolf trotz dem über seine Kleidung rieselnden Blut Lucy heraus hob.

„Wolf, um meinetwillen mußt Du leiden!“ rief diese. „Komm, laß uns diesen Boden verlassen! Auf dem Schiff findest Du den Arzt und die Ruhe!“ Sie erfaßte krampfhaft seine Hand und suchte ihn mit sich an den Rand des Kai zu ziehen.

Wolf aber stand hoch ausgerichtet, das Antlitz Nache suchend zur Stadt gewendet und den Arm hehend, aus dessen Wunde das Blut ihm auf die Schulter rieselte.

Auch Mr. Bird sprach beschwichtigende Worte zu ihm und noch ein Anderer trat jetzt heran, vor dem Lucy erbleichend das Antlitz fortwandte — Valerio, der sie starr und vorwurfsvoll anblickte.

Wolf hatte jede Aufmerksamkeit für seine Umgebung verloren. Er beobachtete auf der Höhe der Straße einen Menschenknäuel, der sich zum Ufer herab bewegte und je näher demselben, desto mehr anwuchs.

Mit gefalteten Händen, auf neues Unglück vorbereitet, schaute jetzt auch Lucy hin, während der junge Mann sich ihr unbemerkt zu nähern suchte.

„Laß uns eilen!“ flüsterte sie Wolf mit steigender Angst zu.

Der Auslauf war inzwischen näher gekommen. Wolf unterschied zunächst seinen Jor, der in großen Sprüngen daher kam und sich ihm winselnd zu Füßen legte, dann einen hoch und kräftig gewachsenen Menschen, der, gefolgt von einem Pöbelhaufen und einer Anzahl englischer Soldaten, einen schwächling gewachsenen, anständig gekleideten Mann im Genick gepackt und ihn trotz seiner Gegenwehr, der Pöbels Geschrei nicht achtend, schonungslos mit sich schleppte.

Lucy starrte hin in wachsender Furcht, der Boden glühte ihr unter den Füßen; Wolf's Augen waren unverwandt und weit geöffnet auf den Einen gerichtet, der dem Pöbel voranschritt. Er erkannte Guino, und der große, kräftige Mann mit dem gebräunten Gesicht und dem wehenden hellblonden Bart, der diesen am Kragen vor sich hin stieß, auch den meinte er zu erkennen, wie er jetzt näher und näher kam, und sein Gedächtniß rief in ihm eine Erinnerung wach, es drängte einen Namen auf seine Lippen, den er lange, lange nicht genannt.

„John, bist Du es? Was führt Dich hieher und...“ Er blickte auf den von des Andern kräftigem Faustgriff fast Erdrückten, auf die mit Blut unterlaufenen, aus ihren Höhlen gequollenen Augen des halbtothen Guino, der eben ermattet auf ein Knie sank und mit gequetschtem Rachen vergeblich nach Hülfe schreien wollte.

„Allerdings bin ich es, Wolf!“ rief John van der Redden, eine große, kräftige Gestalt, kaum kleiner als Wolf, während seine muskulöse Hand noch immer im Genick seines Gefangenen lag. „Ich sah Dich an mir vorbeifahren und rief Dich vergebens an, dann hörte ich den Schuß. Ich sah eine offene, noch mit Pulverdampf gefüllte Hausthür, eilte Deinem Hunde nach, der sich schon in dieselbe gestürzt, und fand diesen, wie er den Knejen hier gegen die Wand gedrückt und ihm seine Zähne in den Hals drücken wollte. Ich machte ihn los von dem Thier, packte ihn und dich, Pistol, das im Blut lag, und schleppte ihn Dir nach! Mach jetzt mit ihm, was Du willst! Ich bin bereit, gegen ihn zu zeugen!...“

John van der Redden stockte plötzlich mit allen Zeichen großer Ueberraschung, als er seinem Gefangenen, den er im dunklen Hausflur gepackt, beim hellen Sonnenlicht in's Gesicht blickte.

„Donnerwetter,“ murmelte er, „das ist ja Derselbe, der unsere Ladung Kautschuk in Empfang nahm!“ Er wandte sich von Guino ab zu Wolf zurück und preßte seine Hand. „Daß ich Dich einmal wiedersehe!“ rief er enthusiastisch, aber mit forschendem, prüfendem Blick. „Komm' her, ich will Dir den Arm verbinden! Verstehe all' dergleichen!“ Er riß ihm den Rock von der Schulter, nahm aus Lucy's Hand das Taschentuch und machte sich an's Werk, während die Umstehenden erstaunt auf die Aehnlichkeit der Beiden starrten, die nur John's weit hellerer Vollbart beeinträchtigte.

Ein Policeman war inzwischen herbeigeeilt und trat den Haufen zertheilend, heran. John kümmerte sich nicht um ihn.

„Der da ist!“ rief er, ohne umzuschauen. „Macht mit ihm, was Ihr wollt! Der Herr da,“ er zeigte auf Wolf, „wird's bezeugen können, daß er auf meinen Freund geschossen! Ich habe jetzt mehr zu thun!“ Geschickt und geschäftig beendete er den Verband, während Wolf's Antlitz durch den Blutverlust sich allmählig entfärbte. „Daß ich Dich einmal wiederfinde! Und hier! Und fort willst Du

... mit dem Schiff, während wir doch so viel zu plaudern hätten!"

Wolf schaute dankbar in das vom Wetter gezeichnete Antlitz des Jugendfreundes, sich nach und nach jedes seiner Züge erinnernd. Das waren noch dieselben lebenslustigen, grellen blauen Augen, die ihm im Boot gegenüber gewesen, wenn sie als Kinder trotz hohem Seegang hinaus auf's Meer segelten, aber aus dem hübschen Knaben war der Mann geworden und um John's Nase lag jetzt ein fast brutaler Zug, der sich in dem hellblenden, ungepflegten, von der Sonne des Äquators gebleichten Bart verlor, und sein mit der Haltung eines Gentleman getragener fadenförmiger Anzug, seine Wäsche gaben ihm selbst vor Wolf den Stempel des Abenteurers.

"Wo warst Du und was triebst Du bisher?" fragte dieser, seine Umgebung aus den Augen verlierend.

"Na, ich bin während der letzten Zeit zwischen England und Südamerika gefahren, ließ mich dort nieder, hatte kein Glück, verband mich wieder als Steuermann, ward vor Lissabon krank und kam in's Hospital. Kaum wieder hergestellt, packt man mich auf der Straße, schleppt mich vor die Polizei und behauptet, ich sei ein mit einer Summe von Millionen in Florenz flüchtig gegangener Bankier. Ich frage Dich, sehe ich aus, als hätte ich Millionen? Na, ich lache sie aus; aber man schleppt mich in Arrest, nimmt mir mein Geld ab, läßt mich wieder laufen, nachdem man sich überzeugt, daß ich ein Anderer sei, mein Geld aber behält man. So thun sie's hier, um sich für die Kosten bezahlt zu machen. Jetzt suche ich also eine Stelle auf irgend einem Schiff, aber es hat mir noch nicht gelingen wollen; ich habe eben kein Glück, lieber Wolf; Du aber bist verheiratet, wie ich sehe... Ein herrliches Weib!"

Lucy fuhr erschrocken zusammen, als Wolf sich zu ihr umwandte; sie entzog hastig Don Valerio die Hand, die sie diesem zum Abschied gereicht. Reverend Bird rettete sie aus ihrer Verlegenheit, indem er sie umarmte und, ihr Segensworte sagend, sie auf die Stirn küßte.

"Wolf, Don Valerio bittet, Dir vorgestellt zu werden!" sagte sie in steigender Verwirrung, als John's Augen so scharf auf sie gerichtet blieben.

Wolf machte dem jungen Mann eine kalte Verbeugung. In dem Moment kam der Schiffsarzt, aus der Stadt zurückkehrend; er sah Wolf's blutbestecktes Hemd unter dem auf dessen Schulter hängenden Rock, schaute erstaunt die hohe Gestalt des Fremden, und verlangte den Verband untersuchen zu dürfen, er habe in dem Volkshausen schon gehört, was geschehen.

Wolf fügte sich seinem Verlangen mit Unlust. Er empfand heftigen Schmerz unter dem von John zu scharf angezogenen Verband.

Während er dem Arzte still hielt, hatten andere Policemen die Menge zurückgetrieben. Lucy, hiedurch von Wolf getrennt, empfand plötzlich einen festen Druck auf ihrem Armgelenk; erschreckend blickte sie in das zürnende Antlitz des Oheims und willenlos, lautlos in ihrer Überraschung, ließ sie sich von ihm seitwärts auf den Kai ziehen.

"Du folgst mir auf der Stelle!" zischte er ihr mit heissem Athem in's Ohr. "Und wehe Dir, wenn Du es gewagst, die uns zu verrathen gewagt!" Heftiger presste er ihr Handgelenk; vom Fieber geschwächt, wankten ihre Kniee; die Stimme versagte ihr, als sie Wolf zu Hülfe rufen wollte, aber von Schrecken gefaßt, als sie in das erbarmungslose Gesicht des Mannes starrte, von dem sie der Abscheu fortgetrieben, stemmte sie die andere Hand gegen seine Brust.

"Niemals!" keuchte sie. "Ich bin sein Weib geworden! Dort steht der Pfarrer, der uns verbunden!"

"Eine Komödie! Eine Farce!" lachte Don Armoro. "Dort steht der Mann, dem Du gehörst!" Er deutete auf eine andere Gruppe, in welcher Guino den Beamten und dem Volk mit lauten Worten seine Unschuld erklärte. "Du wirst ohne mich nicht lebend dieses Ufer verlassen, ich schwöre es Dir!"

"Gnade, Oheim! Ich kann nicht! Ich will ihn nicht!"

"Du hast zu gehorchen!"

"Niemals, ich wiederhole es Dir! Du hast Deine Gewalt über mich verloren! Dort steht Der, dem ich seit einer Stunde gehöre! ... Wolf, zu Hülfe!" rief sie, als sie diesen unter des Arztes Händen noch immer mit dem Rücken zu ihr gekehrt dastehen sah und des Oheims Hand, sie fortziehend, die ihrige immer fester umklammerte.

"Don Valerio!" schrie sie plötzlich auf, als sie diesen ihr folgen sah, Muth fassend, da man auch in der Volksgruppe auf sie aufmerksam ward; und mit Anstrengung ihrer letzten Kraft riß sie sich aus des alten Mannes erlahmenden Muskeln los und stürzte auf Valerio zu, als eben auch Don Esteban herbeieilte, um sicher nicht ihr zu Hülfe zu kommen.

"Lucy, ich schütze Dich!" Valerio fing die fast Ohnmächtige in seinem Arm auf; aber gleichzeitig streckte er den andern schützend über sie in die Luft, als er die Hand Don Esteban's in der Entfernung von wenigen Schritten sich mit drohender Schwingung erheben und eine Navaja der Glühenden nachblitzen sah.

Das spitze Messer drang unter seinem Handgelenk durch den Ärmel und das Fleisch, und das Heft blieb in dem Lepteren stecken.

"Mörder!" rief er Esteban zu, als Lucy sich auch seinem Arm entwunden und zu Wolf geeilt war, der sie betroffen in dem seinigen auffing. Er zog das Messer aus

dem Ärmel und schleuderte es verächtlich Esteban vor die Füße, der mit verbissenem Ingrimm den letzten Versuch gescheitert sah, die Verrätherin unschädlich zu machen, und sich zu Don Armoro zurückwandte.

"Fort! Fort!" fluchte Lucy mit versagender Stimme, sich an Wolf klammernd. "Du siehst, auch Don Valerio, der mich schützte, ist verwundet!"

Mit einem Blick von Hoheit und Verachtung schaute Wolf auf seine Gegner, zu denen sich eben auch Guino gesellte.

"Du scheinst hier in eine sehr achtbare Gesellschaft gerathen zu sein," lachte John, der bisher nur mit Wolf beschäftigt und jetzt sein Messer zog, "der man den Rücken zu wenden am besten thut!"

"Ich werde die Ehre haben, mit Ihnen zu reisen, Herr Baron!" rief Eschenburg, der eben, von seinem Gepäc gefolgt, auf das unter dem Kai schon bereit haltende Boot zuschritt, aber betroffen fortstaute, als er John's ansichtig ward.

"Mein Mann aus Lissabon, dem ich seine Millionen gestohlen haben soll!" rief dieser halblaut; eben gewahrend, wie der Schiffsarzt Lucy behülfslich war, in das Boot hinauszusteigen, wandte er sich wieder an Wolf, der noch auf dem Bord des Kais stand und ihr nachblickte.

"Wolf," sagte er drängend und ihm die Hand auf die Schulter legend, "so schnell kann ich mich von Dir nicht trennen. Zu versäumen hab' ich hier nichts und da Du Feinde hier zu haben scheinst, wird's gut sein, wenn ich Dich auf das Schiff begleite, das vor dem Abend nicht abgeht. Du mußt mich ja auch noch Deiner schönen Frau vorstellen, wozu in dem Wirrwarr keine Zeit gewesen!"

Ohne Wolf's Antwort zu erwarten, stieg er diesem nach in das Boot.

"Gott sei gelobt!" flüsterte Lucy mit gefalteten Händen, als das Boot vom Ufer abstieg. Wolf presste schweigend ihre Hand, ihr andeutend, daß er ihre Empfindung verstehe. Er bereute zu spät seine Unklugheit, den beiden Männern im Gastzimmer verrathen zu haben, was ihm Lucy erzählt. "Ich hoffe, wir sind jetzt mit ihnen fertig!" sagte er, zerstreut zur Stadt hinaus blickend.

(Fortsetzung folgt.)

## Zur Frage der Bekleidung.

Von

Dr. Eduard Reich.

(Nachdruck verboten.)

Herodot, der Vater der Geschichtsschreibung in Europa, erzählt von den alten Aegyptern, daß dieselben weder in den Tempeln und sonstigen geheiligten Stätten, noch im Tode mit Wolle bekleidet sein durften, daß das Wollkleid das unheilvolle, das Leinwand aber nur das reine und heilige war. Wir wissen von den Brahmanen Ostindiens, daß dieselben nur leinener Bekleidung sich bedienen. Wir wissen von den gestifteten Bönnern aller Zeiten, daß zu unmittelbarer Bekleidung der Haut stets Leinwand erwählt wurde und man dieselbe allen anderen Stoffen vorzog.

Wenn Leinwand die Gesundheit nachtheilige Eigenschaften besäße, wäre dieselbe von den Aegyptern und Indiern nicht als die geheiligte Bekleidung betrachtet, erklärt und verordnet worden; denn Aegypter und Indier verstanden bei Weitem mehr von praktischer Gesundheitspflege als die heutigen Naturforscher und Aerzte, welche sich den Beinamen der ergatten zulegen. Jene Völker des Alterthums stützten sich auf große Erfahrung, welche sie mit größter Ruhe geistig verdauten und verwerteten. Heutzutage geht Alles mit der Eile und Hast des Telegraphen, des tausenden Schnellzugs, der Ueberfluthung; es sucht Einer den Andern zu überbieten, und das Verlangen, entweder Ruhm und Ehre, oder Gewinn, oder beides möglichst rasch und möglichst reichlich sich zu zueignen, bestimmt sehr Viele, über des Gewissens Schranken sich hinauszujagen und der Forschung, der Wissenschaft Zwang anzuthun. So kommt es denn, daß manche Dinge als Universalmittel, als große Panacee gepriesen, andere dagegen verdammt werden, und morgen gerade das Entgegengesetzte geschieht.

Bei ruhigem Nachdenken kommt Jeder, dem einige wirkliche Erfahrung zur Seite steht, zu der Einsicht, daß ein Mittel nicht für Alle sich eigne, und daß Dinge, die für den Einen nützlich sind, dem Andern zum Nachtheil werden. Weiter findet man, wie die Unterschiede, welche zwischen den Zuständen von Gesundheit und Krankheit obwalten, bestimmend wirken auf die Wahl der Lebensbedürfnisse, und für unsern Fall auf die der Kleidungsstoffe. Es ergibt sich demnach hier eine unendliche Mannigfaltigkeit, und man gelangt zu der sichern Annahme, daß kein Bekleidungsstoff ein allgemeines Heilmittel sei.

Auf die ergatten Forschungen bezüglich des Verhaltens der zu Kleidern benutzten Stoffe zum Organismus wird im Großen und Ganzen weniger Gewicht zu legen sein; denn dieselben sind sehr der Schwankung unterworfen und lehren heute das Gegentheil von dem, was gestern daraus sich ergab. Auch ist der Organismus keine Dampfmaschine, nichts Beständiges, sondern befindet sich ununterbrochen im Wechsel. Damit ändern sich auch sozusagen stündlich seine leiblichen und seelischen Bedürfnisse, und das Bedürfnis der Bekleidung ist, trotz aller Angewohnung und Gewohnheit, je nach Lebensalter und Geschlecht, Konstitution und Temperament, Klima und Wohnung, Jahreszeit und Beschäftigung, ein anderes.

Hieraus geht nun deutlich hervor, daß es geradezu sinnlos wäre, eine Art von Bekleidungsstoff allen Menschen ohne Ausnahme zu allen Zeiten anzupfehlen und zu verordnen, und daß Jeder, von welchem eine solche Empfehlung oder Verordnung ausgeht, entweder unwissend oder leichtsinnig sein müßte. In keinem Kleidungsstoff kann demnach für alle Menschen das Heil der Welt liegen.

Aus diesem Gesichtspunkte müssen wir die Frage der Bekleidung betrachten und behandeln, wenn wir zu einer wahren Gesundheitslehre der Kleidung gelangen wollen, wenn es uns obliegt, zu er-

mitteln, welcher Stoff zur Bekleidung der vortheilhafteste, welcher unmittelbar auf der Haut zu tragen.

Bei den Chinesen ist es gebräuchlich, unter dem Leinenhemd ein Reg von Seide anzuziehen; dasselbe hat eine ähnliche Bestimmung wie die in Europa heutzutage vielfach gebräuchlichen Unterhemden von Wolle. Trotz des Umstandes, daß Seide mehr den beabsichtigten Zweck erreicht als Wolle, bemerken wir doch keineswegs eine längere Lebensdauer bei den Chinesen als bei den Bönnern, die der Leinwand unmittelbar auf der Haut sich bedienen, sondern im Gegentheil eine kürzere. Ob diese Thatsachen mit Seidenhemd und Leinenhemd in Zusammenhang stehen, möge vorläufig unerforscht bleiben.

Aus der Erfahrung ist Mancherlei bekannt, das weit mehr für Leinenwäsche spricht, als für Wollwäsche, wurde jedoch von der Propaganda für letztere, die augenblicklich in hohen Flammen zum Himmel empor schlägt, sorgfältig in den Schatten gestellt.

Leinenzeug muß öfter gewaschen werden und mit der Sonne in Verührung kommen als Wollzeug. Dieß ist ein großer Vortheil für die Thätigkeit der Haut und fördert damit die allgemeine Gesundheit. Zugleich fordert Leinenwäsche mehr zur Hautpflege durch Bäder und Waschungen auf, als Wollwäsche; während diese mehr verweichlicht wirkt, übt jene mehr einen abhärtenden Einfluß aus. Wer normal befehen will, muß Taghemden und Nachthemden besitzen und entsprechend benutzen, das Taghemd bei Nacht, das Nachthemd bei Tag der frischen Luft aussetzen. Diejenigen, welche Wollwäsche tragen, behalten ein und dasselbe Hemd in der Regel bei Tag und bei Nacht auf dem Leibe. Daß eine solche Praxis höchst unvortheilhaft ist, bedarf keinen Augenblick der Versicherung.

Ich will nicht leugnen, daß unter gewissen Umständen Wollwäsche der Leinenwäsche vorzuziehen sei, zum Beispiel auf See-reisen, für Feuerarbeiter, Maschinisten u. s. w., sowie für gewisse Kranke und Genesende. Aber ich muß sofort hinzufügen, daß Gebrauch grober, reiner Leinenwäsche, bei regelmäßiger Abhärtung der Haut durch kalte Bäder und Waschungen, in den meisten dieser Fälle ungleich mehr Vortheile bietet als Benützung von Wollwäsche. Wird nun die Hautpflege durch passende Nahrungs- und sonstige Gesundheitspflege angemessen unterstützt, so erweitert sich grobe, reine Leinenwäsche noch vortheilhafter. Je mehr ein Mensch des Gebrauchs Alkohol enthaltender Getränke sich enthält, desto leichter gelingt es ihm, sich abzuhärten, desto fruchtbringender wird für ihn das Leben nach den Grundsätzen der Hygiene. Mit einem Worte: je mehr naturgemäße Gesamt-lebensweise, desto nützlicher, angenehmer und Sittlichkeit befördernder das Tragen reiner, gut beschaffener Leinenwäsche.

Hieraus wird deutlich genug hervorgehen, weshalb die Religionen Ostindiens und Aegyptens gerade so viel Gewicht auf das leinene Kleid legten und dasselbe als das geheiligte auffaßten.

Es kommt immer darauf an, welcher Kleidungsstoff der Mensch über der Wäsche sich bedient und ob er überhaupt mehr trägt als Wäsche. Zieht man Kleider aus Wolle, Fell u. s. w. an, so bedarf man weder des baumwollenen, noch des wollenen Hemdes, sondern nur des leinenen. Und in allen civilisirten Staaten werden Kleider aus Wolle oder Fell über die Leinwäsche gezogen. Dort, wo das Klima so warm ist, daß letztere genügt, um die Blöße zu decken und die Haut zu schützen, kann dieselbe recht wohl aus Leinen gefertigt sein; wenn sie grob und stets rein gewaschen ist, der Mensch keine Haut und überhaupt keine Gesundheit pflegt, wird er auch in heißen Klimaten sich wohl befinden und der thierischen Wolle keinen Augenblick bedürftig.

Diejenigen, welche dem Studium des Verhältnisses zwischen der lebendigen Haut und der Wäsche oblagen, schienen von der Vorstellung besessen zu sein, daß betreffende Gewebe liege fest auf der Haut. Dem ist aber nicht so; in der allergrößten Zahl der Fälle kann von festem Aufliegen gar nicht die Rede sein, und wo solches überhaupt vorkommt, bezieht es sich bloß vorübergehend auf einzelne Hautstellen. Demgemäß wurde der feinen Leinwand ungemein viel Böses nachgesagt, was, wenn man des Spielraums zwischen Hemd und Haut gedenkt und die Thatsache des Wechsels der Wäsche in das Auge faßt, sofort zu neunund-neunzig Hunderttheilen in den Brunnen fällt.

Es wurde behauptet, je feiner das leinene Hemd, um so stärker übe es seine Blutandrang befördernde Wirkung auf die Haut aus; denn dicht und wenig durchdringlich, lege sich das feine Linnen dem Wachsstoff ähnlich fest an die Haut. Bei dem Hemd aus Baumwolle sei dieß nicht in solchem Maße der Fall. — So lange man nicht Leinenbinden stramm anlegt, sondern bloß Hemden anzieht, ist von irgend welcher Beeinträchtigung der Hautthätigkeit auch durch feinste Leinwand nicht die Rede. Inbessenen, es kommen unter gewissen Umständen der Baumwolle manche Vorzüge gegenüber der Leinwand zu.

Wer große Reizung zum Schwitzen hat, also schwächlich, kränklich oder krank ist, an Rheumatismus u. s. w. leidet, dem wird Baumwollwäsche mehr zu empfehlen sein als Leinenwäsche; denn Leinwand wirkt immerhin bestimmter auf die Haut ein, befördert mehr den Blutumlauf derselben als Baumwolle und jagt doch weniger Feuchtigkeit ein. Ist der Mensch noch mehr empfindlich, krank, so wird er mit größerem Vortheil der Wollwäsche sich bedienen; gelangt er aber wieder zu besseren Zuständen der Gesundheit, härte er sich ab und gehe durch Baumwolle wieder zur Leinwand zurück.

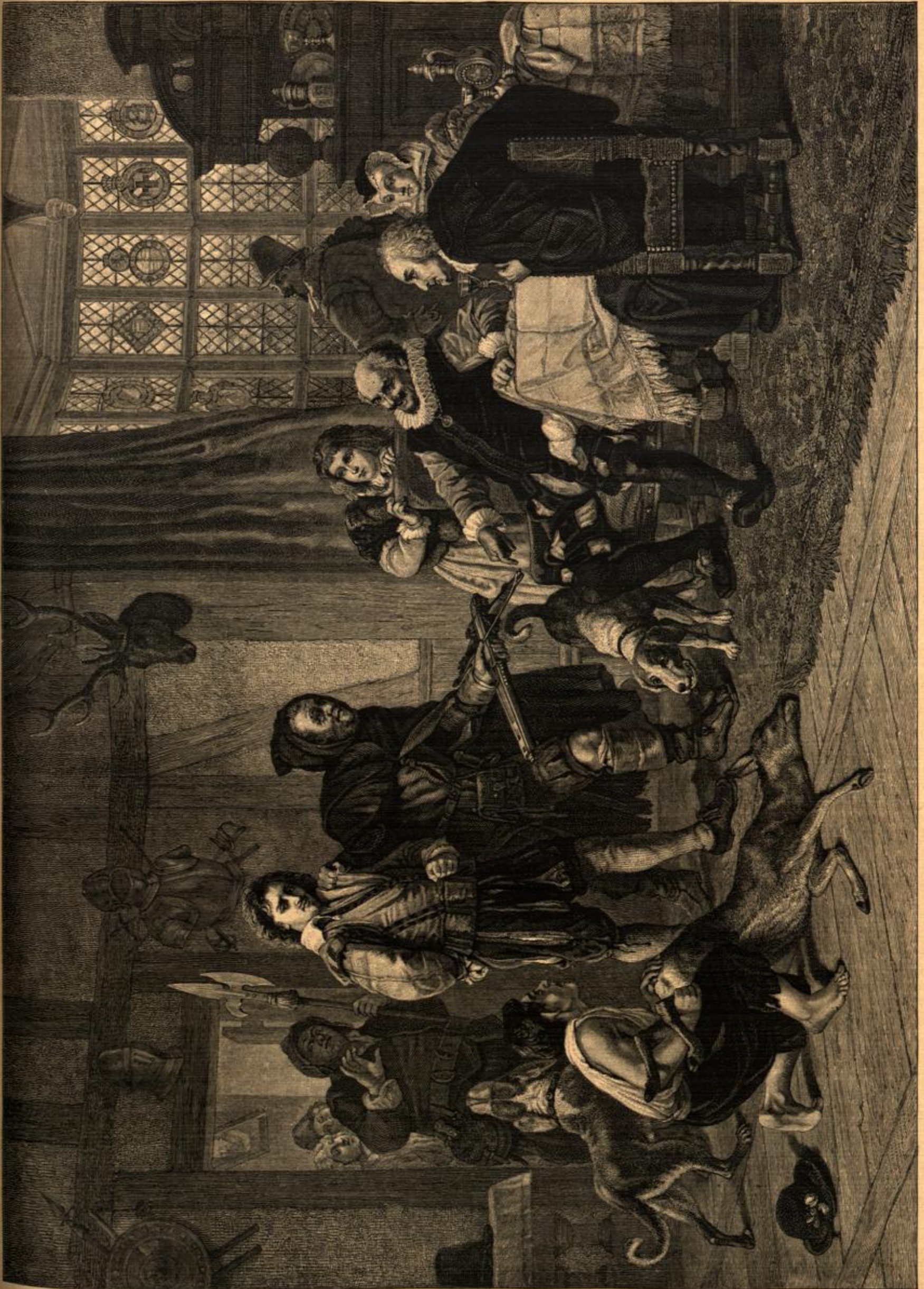
Je besser die Gesundheit und je mehr abgehärtet die Haut, desto weniger beträchtlich die Schweißbildung. Der wohl abgehärtete und in jeder Weise normal lebende Mensch schwitzt auch bei größeren Anstrengungen der Muskeln nicht. Es wird also entschieden darauf ankommen, allem Volke eine gute und vollkommen naturgemäße Lebensweise zu empfehlen, vernünftige Abhärtung zu ermitteln, anstatt dasselbe durch Wollwäsche mittelbar oder unmittelbar zu verweichlichen. Weshalb Kleidungsstoffe gebrauchen, welche große Massen von Dampf der Haut und Schweiß aufsaugen und wohl auch zu Entstehung solcher mittelbar Anlaß geben?

Dem großen Publikum ist der Vortheil der Wollwäsche und überhaupt der ganzen Wollbekleidung in einem so glänzenden Lichte geschildert worden, daß nunmehr Jedermann glaubt, er brauche nur in solche Gewebe zu fahren, um sofort aller schlimmen Anlage zu Leiden verlustig und mehr oder minder bombenfest zu sein schädlichen Einflüssen der Außenwelt gegenüber. Namentlich meinte man, Erkältungen nicht befürchten zu müssen und im Stande zu sein, allen Gefahren des Wetters Trotz zu bieten. Nun, der Traum ist kurz, die Enttäuschung lang! Wer nicht gesundheitsgemäß sein ganzes Leben einrichtet, wird in Wollwäsche ebenso krank, wie in Baumwolle und Leinenwäsche.



1. Der Brief des Reichstages. — 2. Auf dem Wege zur Wahl. — 3. Vorbereitungen zur Wahl. — 4. Verschiedene Meinungen. — 5. Stimmen zu Ehren des Reichstages. — 6. Der heimgekehrte Reichstag.

Wahlzeit in Ungarn. (S. 118.)



Chafepere wegen Bildfrevels vor dem Friedensrichter. Gemälde von J. Schröder. (S. 115.)  
Nach einem Stich im Verlag von Rudolf Schuster in Berlin.

Vor zwanzig Jahren prüfte ein Forscher das Verhältniß der gefärbten und nicht gefärbten Leinwand, der Baumwolle, Seide und Thierwolle zur Aufsaugung von Ammoniak und fand, daß ungefärbte Leinwand weniger Ammoniak aufnahm, als gefärbte, Baumwolle noch weniger, Seide etwas mehr, aber nicht so viel als Leinwand, und Thierwolle am meisten. — Wenn nun Thierwolle am meisten Ammoniak aufnimmt, so können wir glauben, daß Wäsche aus diesem Material alle möglichen thierischen Gase und Dämpfe in bedeutender Menge aufsaugen werde. Nun aber bleibt das Wollenhemd Tag und Nacht hindurch auf der Haut liegen und braucht, nach Verankerung der Wolle-Propagandisten, gar nicht gewaschen, sondern nur ausgeklopft zu werden. Es wirken also die aufgesaugten Stoffe, anstatt entfernt zu werden, dauernd auf die Haut ein, und es kann mit Gewißheit angenommen werden, daß dieser Einfluß keineswegs günstig sei. Jedenfalls wird es für den gesunden Menschen unter normalen Verhältnissen besser sein, in je drei Tagen ein frisches Tag- und ein frisches Nachthemd von Leinen, Baumwolle oder Shirting anzuziehen, als eine Woche hindurch die nämliche Wollenwäsche auf dem Leibe zu behalten. Die von Thierwolle aufgesaugten Gase und Dämpfe werden keineswegs durch bloßes Lüften und Ausklopfen des Gewebes vollständig entfernt, sondern erst durch Waschen. Und nimmt man dieselben in Wollenkleidern durch das Geruchsorgan auch nicht gleich mit Bestimmtheit wahr, so zeugt dies nicht für deren Abwesenheit, sondern für festeres Gebundensein an den Wollenstoff. Ich finde also keineswegs, daß die Untersuchungen, deren Ergebnisse oben mitgeteilt, zu Gunsten der thierischen Wolle, sondern noch am meisten zu Gunsten der Baumwolle sprechen.

Und trotzdem dürfte man keineswegs allen Menschen raten, nur der baumwollenen Wäsche sich zu bedienen; denn zunächst gibt es in Wirklichkeit keinen „Durchschnitts-Menschen“, sondern nur Individuen, von denen ein jedes seine besonderen Bedürfnisse hat, und andererseits ist der Organismus keine bloße Maschine, sondern eine Organisation, deren Zustände in jedem Augenblick andere sind.

Vor Begründung der Welt durch die heutzutage als großartige Panacoe ausgesprochene Wollenwäsche trock alle Welt in Unterhemden u. i. w. aus Flanell. Der eine und der andere Arzt hat unbewußt oder leider auch bewußt zum Förderer fabrikantischer und krämerischer Interessen sich hergegeben und der Flanellwäsche Loblieder gesungen. Da treten denn in Frankreich und anderwärts parteilose und mit der Gesundheitspflege wohl vertraute Aerzte auf, welche das Verhältniß der Unterhemden u. i. w. aus Flanell zu dem gesunden und kranken Organismus prüfen. Dieselben kamen zu der Erkenntnis, daß nur gewisse kranke, kränklige, oder heftigen Temperaturschwankungen ausgelegte gesunde Personen von Flanellwäsche Gebrauch machen dürften. Dasselbe Resultat, zu welchem man gelangt, wenn man mit der Frage der Flanellwäsche partei- und interesselos sich beschäftigt. Zu bemerken erlaube ich mir jedoch nebenbei, daß die heute allgemein in Ansehen stehende Wollenwäsche für die bestimmten Fälle der Flanellwäsche bedingungslos vorzuziehen ist; denn letztere wirkt mehr verweichlichend, als erstere.

Aus der Erfahrung und mancherlei Versuchen lernte man das Verhältniß der Kleidungsstoffe zu Wasser, Luft und Wärme genauer kennen. So erfuhr man denn, daß Hemden von Flanell, selbst wenn sie stark feucht, ja naß sind, immer noch genügend Luft durchlassen, nicht fest an die Haut sich legen und nicht beträchtlich das Gefühl von Kälte erzeugen. Sodann kommen Thierwolle, Baumwolle, Seide und Leinen in abnehmendem Verhältniß der genannten Eigenschaften; Leinwandwäsche wird, wenn naß geworden, dem Organismus am unangenehmsten und nachtheiligsten.

Im Großen und Ganzen gibt es doch nur außerordentlich wenig Individuen, welche mit Kleidern in das Wasser gehen und bei ihrer Beschäftigung starke Schweißbildung erfahren. Diese Einzelnen mögen immerhin Flanell- oder Wollenhemden anziehen. Allein, der ganzen übrigen Welt zur Pflicht machen, Thierwolle unmittelbar auf der Haut zu tragen, weil von hunderttausend Menschen jährlich einer bekleidet in das Wasser fällt und von tausend Menschen einer den heftigsten Wechseln der Temperatur ausgesetzt ist, wäre mindestens albern. Wer in Leinen- oder Baumwollenwäsche schwitzt, möge vorsichtig sich umkleiden. Wer nicht im Stode ist, dergleichen zu thun, einen Wollentuch, einen Ueberzieher, Mantel und dergleichen umlegen und später sich umkleiden.

Fassen wir Alles zusammen, so können wir uns im Allgemeinen ausdrücken, wie folgt: Je gesunder der Mensch und je normaler seine gesammte Lebensweise, desto mehr wird Leinenwäsche für ihn geeignet sein. Dieselbe wird öfters gewechselt, gewaschen und gebügelt werden müssen, und der Mensch wird einer reinigenden und abhärtenden Hautpflege stets sich befleißigen müssen. Je weniger gesund das Individuum, je abnormer dessen gesammte Lebensweise, je weniger von reinigender und abhärtender Hautpflege die Rede, desto mehr Baumwollen-, Thierwollen-, ja Flanellwäsche. Je mehr wir Krankheiten und deren Vererbung verhtten, eben durch strenges Leben nach den Normen der Gesundheitspflege von Leib und Seele, desto weniger bedürfen wir der Wolle als Wäsche.

## Die Zahl unserer Haupthaare.

Bei Gelegenheit von Untersuchungen über Krankheiten der Kopfhaut ist ein englischer Arzt, Dr. Wilson, kürzlich auf den Gedanken gekommen, die durchschnittliche Anzahl der Haare zu berechnen, welche das Haupt des Menschen schmücken. Auf Grund sorgfältiger Nachforschungen stellte Wilson fest, daß ein Quadrat Zoll eines gehörig behaarten Hauptes etwa 1066 Haare trägt. Da nun der Flächeninhalt der Kopfhaut circa 120 Quadratzoll beträgt, so würden auf den Kopf im Durchschnitt 127,920 Haare kommen. Diese Thatfache ruft eine interessante mathematische Betrachtung in's Gedächtnis zurück. Da nämlich ein menschlicher Kopf durchschnittlich nicht mehr als 127,920 Haare trägt, die Zahl aller Erdenbewohner aber unverhältnismäßig größer ist (etwa 1400 Millionen), so müssen sehr viele Menschen genau dieselbe Menge von Haaren auf dem Kopfe haben. Die gesammte Erdoberfläche würde in 127,921 Gruppen zerfallen, deren jede durch eine bestimmte Haarziffer, die zwischen 0 und 127,920 liegt, ausgezeichnet ist.

## Auge um Auge.

Erzählung.

Von

Friedrich Carl Petersen.

(Nachdruck verboten.)

I.

Um den gedeckten Familientisch reichten sich die Insassen des Hauses und die geladenen wie die zufällig hergekommenen Gäste. Es galt dem Sonntagsmahl, und dabei war immer die Unterhaltung eine lebhaft, der Gedanken- und Austausch ein wechselreicher, da in der Regel Fremde zu den Gästen zählten, und Jeder mit seinen Erfahrungen und Erlebnissen nach Kräften die Theilnahme der Gesellschaft für sich zu beanspruchen suchte. Draußen lachte die Mittagssonne, und in ihrem Lichte entrollte sich hier in dem hohen, weiten, kostbar eingerichteten Speisezimmer ein Lebensbild, wie es heiterer, reizender und fesselnder in einem Bürgerhause sich nicht aufstehen kann. Das stete Hin- und Her von Aus- und Einfällen, Bemerkungen und Gegenbemerkungen, Aufstellungen und Einwürfen, das Hinkensprünge des witzig dazwischen spielenden Humors, dazu die fröhlichen, lachenden Gesichter, das lustige Geste- und Mienenspiel der Plaudernden... wahrlich, eine trefflichere Anregung zu künstlerischem Schaffen hätte sich einem gottbegnadeten Genremaler und Freunde der heitern Darstellung nicht bieten können.

Schon die Figuren an und für sich betrachtet boten ein besonderes Interesse dar.

Hier, am Oberende des Tisches, auf dem Präsidentensitze, saß Jemand, in dem man bald den mit einer starken Dosis Gutmüthigkeit ausgestatteten, aber auch nicht wenig eiteln, im eigenen Ich den Superlativ des Menschenwesens erblickenden Hauswirth und Familienvater erkannte. Es war der vermalige Arbeiter und jetzige Fabrikherr Ambroise Godard, le fils de ses oeuvres, wie er sich gern nennen hörte, das heißt ein Mann, der sich in unglaublich kurzer Zeit zu seiner heutigen angesehenen Stellung emporgearbeitet hatte. Das Auftreten des Mannes entbehrte nicht eines gewissen imponirenden Zuges, der jedoch eher in dem Stillen der hochwüchsig, breitschulterigen Gestalt als in der Haltung oder gar in den Manieren begründet lag. Breit wie das aschgraue, massige Gesicht mit den braunen Augen, dem edig zugestutzten, kurz geschnittenen schwarzen Bardenbarte, wie die kurze, gerade Nase, der über einem lückenhaften, gelben Gebiß sich öffnende Mund, das glattrasierte Kinn mit der an die Wamme eines Preistiers erinnernden Unteretage, die plump herabhängenden Wangen, die stark gewölbte, mächtige, von borstig ragenden pechschwarzen Haaren bekränzte Stirne war sein Lachen und Reden, seine Geberde, sein Humor. Beim Anblick seiner breiten, gewaltigen, krummsfingerigen Hände dachte man unwillkürlich an die Unversorentheit der liebendwürdigen Menschenkinder, die im Lande der Rohrnelken und Citronen den harmonischen, aber reichen Wanderer abfassen und ausrauben. Der Gelb- und Guterwerb, das Bedürfnis seinerer Genüsse, der Umgang mit Gebildeten hatten ihm die plebejische Grobkönnigkeit nicht benommen, und diese trat um so schroffer hervor, als er allerdings in Bezug auf das Dekoratum das Mögliche that, um darin den Höchsten und Mächtigsten im Staate nicht nachzustehen. Niemand hielt das Sprüchwort von den Kleibern, die Leute machen, so hoch in Ehren wie er; der Leibschneider Seiner Excellenz des Ministers Soundso war auch feiner; auf das Gewissenhafteste beschritt er an dessen Hand die wechselvolle Bahn der Mode, und nie war das Theuerste und Feinste für sein äußeres Ich ihm theuer und fein genug. Natürlich hielt er dabei viel auf Kostbarkeiten, mit denen sich Staat machen läßt; gern hätte er in Ringen, Ketten und dergleichen ein paar Pfund Gold am Leibe getragen, wäre es nur nicht so unbequem gewesen. Uebrigens war das in der Beziehung von ihm Geleistete schon ganz anständig; die goldene Uhr, die er trug und sehr häufig in Gesellschaft herauszog, war so groß und schwer, daß er für sie eine besondere Tasche machen lassen mußte; die goldene Kette daran war fast fingerdick und so lang, daß sie im Doppelstrang weit über den Westensaum herabhing, und was unten daran baumelte an Gehänge, kam an Umfang einer Kinderfaust gleich; dazu dicke, schwere, goldene, mit Edelsteinen besetzte Ringe an allen Fingern... ein Wunder wahrhaftig, daß nicht auch der Riesendaumen mit einem Ringe geschmückt war! O, Ambroise Godard war ein sehr bescheidener Mann, davon zeugte auch die mächtige Brustnadel in Brillanten, die sein flottes Halsstuch am Jabot aufwies. Er wollte nur mit seiner Stellung, seinen Vermögensverhältnissen freimüthig an's Licht treten, wo er ging und stand den Leuten offen seinen Werth zu erkennen geben. Eins vermügte man an ihm, und das war das rothe Bändchen im Knopfloch. Allein wenn es einfältige Leute gibt, die der Ansicht sind, es sei gar unschicklich, mit dem grellfarbigen Ordenszeichen vor aller Welt sich selbst zu loben, so zählte Ambroise nicht zu ihnen, denn eine schönere, angenehmere Offenbarung des eigenen Werthes konnte er sich nicht denken. Auch er hoffte, wie sich von selbst versteht, auf den Ehrenpurpur. Und wären ihm alle Orden der Welt verliehen worden, so hätte er sie öffentlich getragen sein Lebenlang.

Weiter unten am Tische saß eine Dame, die in Gestalt

und Miene zu dem wohlbeleibten Hausherrn einen auffallenden Gegensatz bildete. Die hagere, sehr hagere Erscheinung schien den Begriff „Lebensmüde“ zu verkörpern. Das lange, schmale Antlitz war blaßgelb wie Elfenbein. Zwischen den schmalen, eingefallenen Wangen ragte eine Nase, die, an der Wurzel vorspringend, sich lothrecht herablenkte, bis sie unten, fast vor dem kleinen, dünnlippigen Munde, in eine impertinent ragende Spitze auslief, die um so mehr den Blick anzog, als die Flügel eingeknickt erschienen, was der Nase ein verkümmertes Aussehen gab, und das spitze, magere, mit einer braunen Woge ausgezeichnete Kinn dazu einen zierlichen Pendant bildete. Etwas schläfrig standen neben dem Nasensattel die ausgiebig beliderten mattbraunen Augen. Was diese Augen veränderten, war schwer zu sagen; Joseph Prudhomme hätte einfach geurtheilt: „Gar nichts sagen sie.“ Die Brauen über den langen blonden Seidenwimpern, die sich melancholisch auf und nieder bewegten, was übrigens den nicht sehr glanzreichen Augen entsprach, waren fast möhrenfarben, dabei dicht und buschig, und lagerten gleich behaarten Flügeln über den Augenhöhlen. Glatt wie eine Billardkugel war die Stirne, die gleich der klassischen Nase etwas Hohes nicht ausschloß. Verschattet ward diese äußerst beschränkte Stirne von einer rothen Haartrone, die ein Historienmaler auf Leinwand der Kleopatra hienleihen könnte, wäre die Farbe dunkel statt brennend gewesen. Den Eindruck des Drolligen machten die in der Stirne gekämmten kurzen Saumhaare, die sich in kleinen Locken gleich züngelnden Flämmchen rebellisch wirt hoben und senkten. Der violette, spitzen- und bänderreiche Kopfpuz war nicht geeignet, den Eindruck zu mildern. Kohbar wie dieser Kopfpuz waren die Ohrgehänge, deren Brillantfeuer die herrlichsten Farbentöne ausstrahlte. An dem gelben Halse erglänzte eine dreifach geschlungene dicke goldene Kette, an der vorn ein großes, mit Brillanten umsäumtes goldenes Medaillon hing. Aus dem in Hocksalten gelegten Spitzenragen ragte das Haupt recht modisch vornehm hervor; mehr ließ sich zum Lobe des Hauptes nicht sagen. Schmal und lang wie das Gesicht war die Gestalt, die das kastanienbraune Seidenkleid wohl mit Glanz umgab, aber auch in ihrem ganzen Formenjammer erscheinen ließ. Schön wie das seidene Kleid waren die schweren goldenen, mit Perlen verzierten Armspangen; aber die Knöchel am Gelenk, sowie die schmalen, überlangen gelben Hände mit den dünnen Spinnenspingern verdienen das Epitheton nicht, trotz der Perlen- und Diamantenpracht an Arm- und Fingerringen. An Perlen hätten die Hände der Dame erinnern können, wären sie um die Hälfte kürzer und breiter, auch nicht so schrecklich spitz gewesen, das waren ja wahre Harpazenzhähne. An das schrille Kreischen der Wetterhähne im Sturm gemahnte die zwischen der Doppelreihe dieser Zähne hervortönende Stimme. Das war Frau Pauline, die hochgehrte Gattin des Fabrikherrn Ambroise Godard, ein Engel, wenn Schweigen in Bezug auf Frauen zu dieser Benennung berechtigt, übrigens die Freude und der Stolz ihres Gemahls, da sie nicht nur seine Lust am Prunk theilte, sondern ihm auch in Allem ohne Widerrede zu Willen war, vornehmlich aber doch, weil sie ihm vor zwanzig Jahren in seiner Clairette eine Tochter geschenkt hatte, die er einfach für die Perle der Perlen, ein Naturwunder erklärte, wie nur er, Ambroise Godard, es zu besitzen werth sei.

Claire war denn auch von dem liebevollen Vater mit sein Augapfel behütet. Dort saß sie zwischen den Eltern, als kaum den Badfischschuhen entwachsene Jungfrau schon recht fest und munter, fast selbstbewußt in die Welt hinausschauend, und allerdings eine fast wunderbare Erscheinung im Gegensatz zu dem Manne und der Frau, die sie ihre Tochter nannten. Das Antlitz der kleinen, drallen Perle war von entzückender Frische und Lebendigkeit. Die lang gerundeten Wangen erschienen wie rosig angehaucht. In aristokratischer Blässe stiegen darüber die linienreichen Schläfen mit dem zartblauen Adernetz an. Ueber die reizend gewölbte, blendendweiße, von üppigem rothbraunem Haar beschattete, mittelhohe Stirne dachte man sich unwillkürlich den Glanz und die Pracht eines Prinzessinnendiadems. Das lustig ragende Stumpfnäschen mit den sehr beweglichen Nasenflügeln sah aus wie die verkörperte Offenbarung jungfräulicher Schalkhaftigkeit. In den glanzvollen schwarzbraunen Augen lag etwas Sonniges, das erheiterte und erwärmte, im Wetterleuchten der Blicke abwechselnd das Gemüth und den Geist anregte. Sprechend wie das Stumpfnäschen und die Sirenenaugen war der mittelgroße runde Mund, und wenn sich derselbe, die kleinen weichen Lippen, echte Lacherzähne, enthüllend, zum Reden öffnete und das Grübchen im Kinn dazu lachte, so wußte man nicht, was man begaubernber finden sollte, den frischen, hellen, harmonischen Klang der Stimme oder das süße, heitere, erfrischende Spiel der Miene. Und gleichwie Claire hinsichtlich ihrer physischen Vorzüge mit den Eltern nichts gemein hatte, unter denen sie wie eine Rose zwischen einem Kaktus und einer Felddistel erschien, so war sie auch in geistiger Beziehung just nicht deren Ebenbild. Ein mehrjähriger Aufenthalt in einem Mädchenpensionat hatte ihr zwar die Freude am Puz nicht genommen, dagegen aber ihren Geschmack geläutert, so daß ihr jede Uebertreibung jedes Zwielf im Punkte des Schmückens ein Greuel war, und so geschah es, daß sie ungeachtet der Bitten des Vaters, der sie im Dekoratum am liebsten gleich ganz vergoldet hätte, um mit ihr in gewünschter Weise Staat machen zu können,

die mannigfachen kostbaren Schmucksachen, die ihr derselbe bereithat, gleichsam als eine Kleinodien-Sammlung im Schrank aufbewahrt und nur Einzelnes davon zu der Tages-toilette anlegte. Ihr liebster Schmuck war das schmelzlos Schlichte, und sehr richtig urtheilte sie, natürliche Reize würden dadurch am wirksamsten hervorgehoben. Wie sie heute bei Tisch erschienen war, mit der blühenden Gelbzigrette im dunklen Haar, mit den dünnen, glänzend gelben Reiflein in den Ohren, in dem knappen, am Busen wie um den Hals und am Handgelenk von einer Spitzenkrause besäumten orangefarbenen Sommerkleide, strahlte sie einen Reiz aus, dessen fesselnder, bezaubernder Wirkung keiner von den Gästen zu entgehen schien.

Ganz Aufmerksamkeit in Bezug auf sie war ihr Gegenüber, ein junger Mann mit mattblauen Augen und einer großen Römernase, dessen bleiches, mageres Gesicht mit dem blühenden Antlitz der Jungfrau gar nicht angenehm kontrastirte. Der wandelte hier als Viktor, einziger Sohn und Erbe des steinreichen Bankiers Pierre Parisot, mit besonderer elterlicher Genehmigung die Bahn des Heiraths-kandidaten, äugelte und angelte denn auch nach Kräften um die erwünschte Herzenseroberung, schien freilich aber damit bei der reizenden Claire noch nicht weit gekommen zu sein.

Neben dem interessanten Jüngling hatte ein ällicher Herr Platz genommen, dessen langes, gewellt über den Rocktragen hinabwallendes, salz- und pfefferfarbenes Haar den Künstler zu verrathen schien, und in der That, es war der statt- und landberühmte Tapetenmusterzeichner François Moulinet, ein höchst erfinderischer Kopf und die Vorsetzung Ambroise Godard's, der ohne ihn als Besitzer einer Tapeten-fabrik schwerlich die Leiter zum Reichtum je erklimmen hätte. Moulinet fehlte keinen Sonntag auf der Villa seines Gönners und Freundes, zumal er hier ein dankbares Publikum für die Vorträge fand, die er als Poet und Deklamator zum Besten zu geben liebte. An seiner Herzscheit thronte in weichenblauselbem Kleide seine andere Hälfte, ein würdiges Seitenstück zu der Gattin des Hausherrn, aschgrau im Gesicht wie ihr Herr Gemahl, mit dunklen Augen wie dieser, dabei verschwenderisch mit allerhand Fuß und Schmuck beladen, eine wahre Schauffigur für Modistinnen und Juweliere, auch nicht wenig plauder-selig, aber ganz Ohr und Schweigen, sobald ihr geliebter François den breiten Mund aufthat.

Herner saßen noch an Gästen da: der Kommissionär Brisebarre, ein fashionabel gekleideter, einen Schnurrbart und eine Brille tragender, sechs Schuh hoher blondhaariger Riese, der gern à la Weidinger Anekdoten erzählte und aus seiner Stentorkehle dazu lachte, daß den Hörern davon der Kopf brummte; die Gebrüder Ephraim und Jakob Weimer, zwei gestern angelangte Geschäftsherren, die ganz Süd- und Nordamerika zu Hausbegründungszwecken durch-reist und schließlich in Bahia ihre Absicht erreicht haben wollten, dem Anschein nach brave Leute, natürlich erpicht darauf, es mit soliden, leistungsfähigen Pariser Fabrikanten zu haben, übrigens als Helden von so und so viel schreck-lichen Abenteuern mit Menschenfressern und wilden Thieren recht willige Erzähler; der frühere Baarenspekulant und jetzige Weltrentner Grosjean, eine Art Habsberr und Salon-nomade mit Luchsaugen und einer dicken rothen Nase im Gesicht, der, in zahlreichen Pariser Kreisen zu Hause, wie gemunkelt ward, sein nicht unbedeutendes Spirtalent dazu benützte, hinter allerhand mehr oder weniger pikante Familien-geheimnisse zu kommen, und bereits einen erheblichen Fonds solchen Geheimstoffes unter dem Schilde aufgespeichert hatte; der Kleinrentner Barrois, Ambroise Godard's ehemaliger Werthattgenosse, nachheriger Intimus und Berater und nunmehriger Bewunderer und Lobredner, eine vierährige Rebejergur mit einem erdfahlen Gambinusgesicht, grau-grünen Winkelsäuglein, donnerartiger Stimme und gesun-tem, an der Tafel des Tapetenkrösus, wie er den Busen-freund scherzweise nannte, voll auf Befriedigung findendem Appetit, und dessen Ehehälfte, Frau Euphrosyne, eine kleine, schmachtige Pariserin mit spitzer Nase und spitzem Kinn, was gewisse Mienenänderer rücksichtlich der Inhaberin hätte folgern lassen: „Drum steckt der Teufel drin.“

Der Hausherr hatte sein Steckenpferd Politika be-siegen und stürzte damit eben auf seine, nicht immer sehr gelinde Art zu einem Lieblingsausfalle wider gewisse Leute vor; da ließ ihn der von Frau Pauline gesprochene schrille Verwurf: „Ambroise!“ brüsk umfattern und in anderer Richtung vorgehen. „Siehst Du, François,“ hob er, zu seinem Busenfreunde Barrois gewendet, mit einem Blick in den sonnigen Garten an, „ein solches Wetter war es, als ich vor dreißig Jahren das Elternhaus an der Groen-straat in Brüssel verließ, um nach Paris zu gehen und hier mein Glück zu versuchen.“

„Ach ja, Vater,“ erzähle den Herren Deine Geschichte, es wird sie amüsiren!“ rief Claire, indem sie lächelnd das Köpfchen herumwarf, daß die goldene Aigrette im Haar schwirre. „Du kamst, glaube ich, in Holzschuhen hierher?“ „Ja, ja,“ fuhr selbstgefällig lächelnd der Fabrikherr fort, „der Tisch bei Vater und Mutter war nicht gedeckt, wie es bei uns der Fall ist, mein Kind. Krankheit und Arbeits-lässigkeit sind schlimme Gäste, und oft konnten wir Gott danken, wenn wir nur das liebe Brod hatten. Du kennst das garstige Elend nicht, wirst es auch hoffentlich nie kennen lernen. Ich wünsche es Niemandem. Und doch behaupte ich, kann sich in vollem Maße des Reichtums nur freuen, wer einmal arm gewesen ist.“

„Sehr wahr!“ meinten die Gebrüder Weimer wie aus einem Munde, und Ephraim fuhr fort: „Auch wir haben das erfahren. Als wir vor zwanzig Jahren in New-York landeten, verzehrten wir mit Wonne ein Stück trockenes Brod.“

„Freut mich außerordentlich,“ unterbrach ihn Ambroise Godard, „einmal mit Leuten in Berührung gekommen zu sein, die sich ihres vergangenen Glends nicht schämen. Sie sind Männer, meine Herren. Ich für mein Theil bin stolz auf meine Hungerperiode, und mögen sie mich einen Par-venü nennen, ich belache sie und dröhe ihnen à la Gamin eine Nase.“

„Bravo, bravo!“ lachte der Kleinrentner, indem er Messer und Gabel hinlegte und wüthend in die Hände klatschte. „Du bist einfach gottvoll, Ambroise, unvergleichlich!“

Claire vollführte den Gestus mit den gespreizten Hän-den an ihrem Stumpfnäschen. „So! Nicht wahr, Papa?“

Der Lachreiz war unwiderstehlich, Alle im Kreise ließen sich davon hinreißen; nur Frau Pauline lächelte, anstatt zu lachen, allerdings nicht ohne ein zärtlich schrilles, verweisen-des: „Claire, Claire!“ hervorzu stoßen.

„Ein vernünftiger, anständiger, gesitteter Mensch,“ be-merkte, als er mit den Anderen ausgelacht hatte, der Salon-nomade mit der Antismiene eines Untersuchungsrichters, „gibt auf ein derartiges, dem Parvenü geltendes, gemeinlich von Nasenrumpfen begleitetes hochmüthiges Gerede gar nichts. Wer hinter den Coulissen Bescheid weiß, welche das Familienleben der sogenannten Aristokratie, möge diese nun adelig oder bürgerlich sein, den Blicken der Augen-welt entziehen, darf sich füglich wundern, daß die und die öffentlich den Kopf hoch tragende Persönlichkeit hinsichtlich der Parvenüs den Mund so voll nimmt. Parvenüs sind freilich keine Engel, aber auch Aristokraten sind Menschen, und mehrliche Leute gibt es unter beiden Spezies.“

„Ich fahre mit Erzählen fort, meine Herrschaften, immer vorwärts!“ hob etwas hastig, wie es schien, der Hausherr wieder an. „Es ist Claire's Wille, und... Frauenwille — Gotteswille, nicht wahr, Herr Parisot?“

„Bravo,“ rief Barrois, „bravissimo! Immer der Alte, immer mein lustiger, witziger Godard!“

Viktor lächelte; das Erröthen zählte bei ihm wohl schon längst zu den überwundenen Standpunkten. Claire jedoch sah schelmisch ihre Mutter an und meinte: „Nicht wahr, Mama?“

Mama führte eben ein Knöchlein von einem Huhn zum Munde und antwortete nicht; Papa aber fuhr fort: „Ja, ich denke noch heute mit Vergnügen daran. Es war Anno 1847. Das Brod, Alles war schrecklich theuer, und um den lieben Eltern, die ihre Noth hatten, nicht mit mir zu verhungern, eine Erleichterung zu verschaffen, ging ich eines schönen Morgens auf und davon. Die Heerstraße nach Paris hatte ich mir gemerkt. Ich wußte auch, daß jeden Morgen ein Eilwagen nach Mons abfuhr. Und als lebendiges Eilwagen-anhängsel, denn ich klemmte mich hinten daran, gelangte ich bis an die Grenze. Es war keine angenehme Fahrt. Kniee und Hände wurden zuletzt von dem langen Widerdrucke ganz blutrünstig. Aber das war erst der Beginn meiner Leiden. Nachher hieß es zu Fuß weiter, und dann kamen zu der Müdigkeit Hunger und Durst. Ich lebte zum Theil von Rüben und Möhren, die ich ohne Gewissensbisse vom Acker zum Munde führte und heißhungerig verzehrte. Betteln mochte ich nicht; aber die barmherzigen Bauern, die ich bei schlechtem Wetter um ein Nachtlager anging, sahen mir die Magennoth an und reichten mir ein Stück Brod, worauf ich wieder zu der Feldklost meine Zuflucht nehmen konnte. Meist schlief ich unter freiem Himmel, neben oder in einem Heuschobere, und schon beim Morgengrauen humpelte ich weiter. Es waren ganz fürchterliche Strapazen. Dabei hatte ich einen heiligen Respekt vor den Gendarmen, die, wie man mir gesagt hatte, Jeden festnahmen, der sich nicht mit Papieren über seine Herkunft ausweisen konnte. Allein mein knabenhaftes Aussehen — ich zählte damals gerade zwölf Jahre — wendete bei jeder unlieblichen Begegnung die Gefahr von mir ab, und so kam ich endlich todmüde, aber im Grunde nicht allzu muthlos nach Paris.“

„Und Du warst erst zwölf Jahre alt, Ambroise?“ staunte Barrois, der ihn die Geschichte mindestens schon zwanzigmal hatte erzählen hören.

„Anno 1835 geboren; rechne nach!“

„Mit zwölf Jahren von Brüssel nach Paris, und zu Fuß!... Nun, von Dir wundert es mich nicht. Alles, was Du bis jetzt unternimmst, war kühn, verwegen, pyra-midal; dafür ist Dir aber auch Alles geglückt. Welch' ein Glend, und was für ein Heidenersfolg!“

„O, was Misère anbetrifft,“ meinte Jakob Weimer, der Kleinere, nach einer herzhaften Stärkung, die er sich aus dem vollen Glase zu Gemüthe geführt, „so wissen auch wir ein Liedchen davon zu singen. Nicht wahr, Ephraim? Erzähl' einmal unser Kanakenabenteuer!“

„Kanaken... sind das nicht Menschenfresser, Papa?“ fragte Claire.

„Ja wohl, Clairette, Kannibalen; ich hab' es wenigstens in der Zeitung gelesen. Herr Weimer wird uns etwas von ihnen erzählen. Wert auf!“

„Unser Unternehmungsgesitt,“ hob Ephraim Weimer an, „hatte uns vor einigen Jahren nach Neukaledonien geführt, wo wir ein Filialgeschäft zu begründen hofften. Vorder-hand machten wir von Numea aus Abstecher über Land zu dem Zwecke, in Erfahrung zu bringen, mit welchen Ar-

tikeln sich bei den Exilirten und Eingeborenen am besten etwas verdienen lasse. Wir waren auf einer solchen Er-forschungsfahrt begriffen, als zwischen den Franzosen und den Kanaken der Krieg ausbrach. Ein unglückseliger Zu-fall wollte, daß wir einen Menschen zum Führer hatten, der längst seiner Kundschafterei wegen bei den Kanaken nicht gut angeschrieben stand, und die Folge davon war, daß wir alle Drei bei der ersten Gelegenheit von den grau-samen Wilden mit dem Lasso von Kokosnußfasern fest-genommen und abgeführt wurden. Noch jetzt brennt mir bei dem bloßen Gedanken an die Mordschlinge der Hals. Wie einem Gehängten in den ersten Sekunden zu Muth sein muß, das haben wir erfahren. Man wird dabei braun und blau im Gesicht vor Mißbehagen. Und sobald Einer von uns nur im geringsten Miene zu machen schien, die Füße zu einem Fluchtversuche zu heben, zogen die Henker die Schlinge an, daß Einem die Wirbelsäule trachte. Es war ein Glend. Uebrigens fesselten sie uns bald die Hände und nahmen uns die Schlinge vom Halse, und dann ging es zur Nachtzeit bei Sturm und Regen, über Stod und Stein, durch Dick und Dünn vorwärts, daß wir mehr als einmal Gefahr liefen, Hals und Beine zu brechen. Im Dorfe der schwarzen Scheufale führten Männer und Weiber unter schrecklichem Geheule um uns herum einen Freuden-tanz auf, und am andern Morgen bei Tagesanbruch brachte uns ein Kriegerhaufen in eine Schlucht, wo zwischen den Bäumen hoch ein Feuer emporloderte, das fünf, sechs Weiber, die des Teufels Großmutter hätten sein können, so häßlich waren sie, mit dürrem Reisig unterhielten. Denken Sie sich unsere Ueberraschung! Angenehm war sie nicht, dagegen so schrecklich fiebererregend, daß wir förmlich mit den Zähnen klapperten. Unterdeß grinsten uns die schwarzen Bestien, Kanaken genannt, gar nicht menschen-freundlich an, und dabei deuteten sie mit teuflischem Lachen, indem sie sich mit der flachen Hand über den Leib fuhren, auf das Feuer... Aber das Blut gerann uns in den Adern, als wir nun gewahrten, daß... Errathen Sie, was die Furchtbaren mit uns vorhatten?“

„Es fror Sie,“ lachte der Kommissionär Brisebarre, „und man wollte Ihnen den Leib etwas anwärmen. Ha, ha, ha!“

„Hätten die Kanaken am Ende wirklich Appetit auf Sie gehabt?“ staunte der Salonnomade nach einem flüch-tigen Seitenblicke auf die kleine, schmachtige Gestalt des Erzählers.

„Ich versichere Ihnen, es war uns nicht wohl zu Muth,“ fuhr Ephraim Weimer fort, „und Sie werden es mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß das Feuer einfach dazu diente, einen aus vier mächtigen Steinen, zwei langen und zwei kürzeren, gebauten Backofen zu heizen...“

„Gewiß wollten sie Brod baden?“ warf Claire naiv ein. „Oder schwarze Spinnen, ihre Leibspeise, rösten,“ er-gänzte Parisot.

(Fortsetzung folgt.)

## Shakespeare vor dem Friedensrichter.

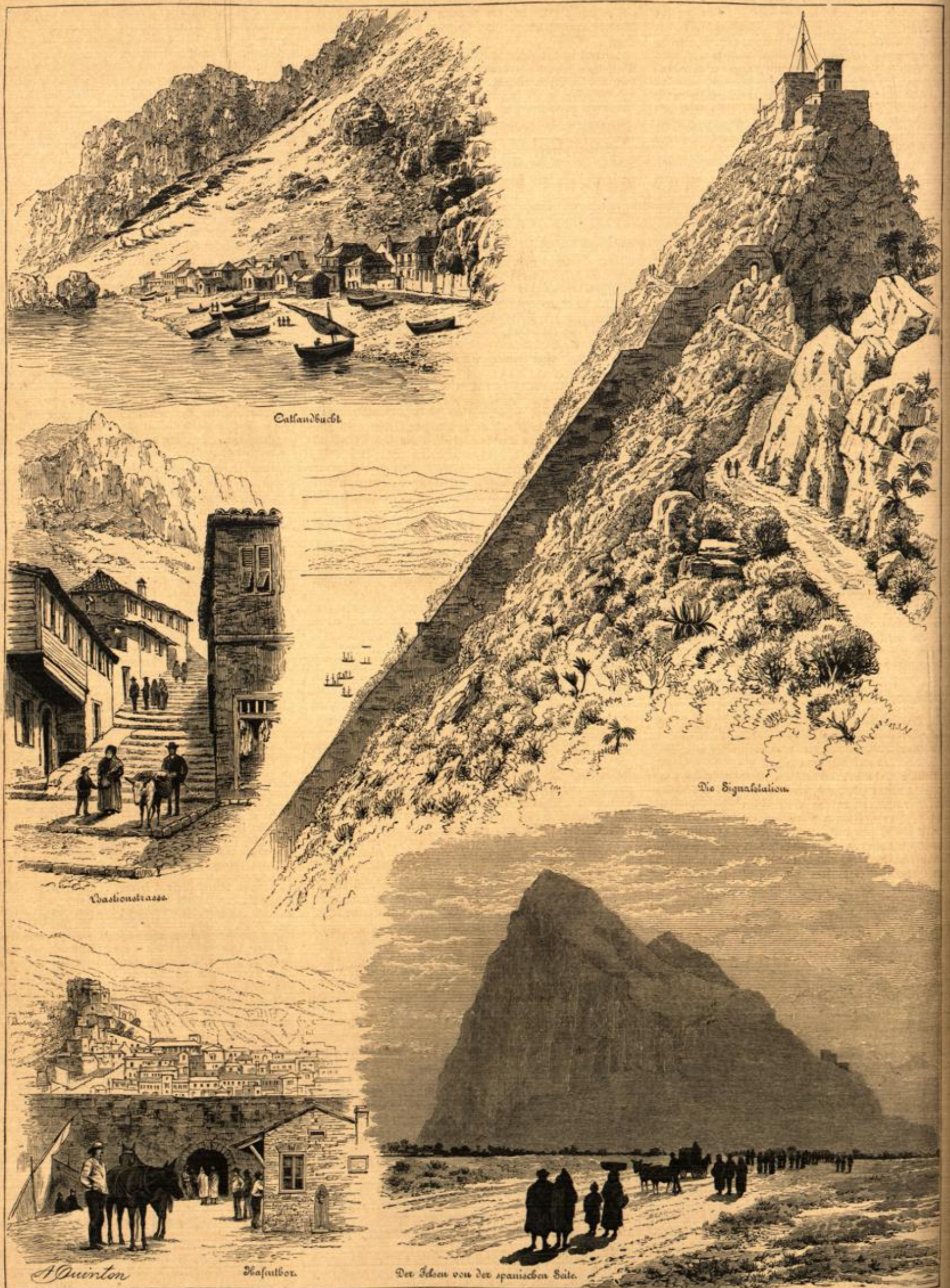
(Bild S. 113.)

Es ist bekannt, daß Shakespeare eine sehr bewegte Jugend verlebte, die ihm mancherlei ernsthafte Erfahrungen eintrug. Vieles, was man darüber berichtet, mag Fabel sein. Die Leidenschaft des jungen Mannes für die Jagd wird jedoch zu oft betont, als daß man die Anekdote aus seinem Leben, die unser Bild hier be-handelt, nicht glauben sollte. Der junge Shakespeare ward nämlich eines Tages beim Wildstreifen betroffen. Die Jagdleidenschaft ver-führte ihn, im Dickicht des Waldes ein Reh zu erlegen. Der Waldhüter entdeckt aber den Sünden, und nun wird der leichtsinnige junge Mann sichtlich mit großem Aufwand von Amtswürde und sehr geräuschvoll zum Friedensrichter geführt. Daß dem Wildstreifer, dessen Vater ein angesehener Mann in der Stadt war, nicht angenehm zu Muth gewesen, das merken wir an seinen Mienen. Es kämpft darin Trost, Reue und Scham. Der Friedensrichter saß den Fall nicht jovial auf; ihm schien der übermüthige Gefelle dort schon gut bekannt zu sein. Der gelehrte Gast des adeligen Herrn betrachtet wahrhaft entsetzt den Delinquenten, welcher seinem Aus-sehen nach eher an das Studium des Virgil, als an Wald und die Wildddieberei denken sollte. Die Gemahlin des Richters findet auch, daß dieser „unnütze Mensch“ unverantwortlich gehandelt, was in noch stärkerem Grade auch die Meinung des Waldhüters ist, während der junge Sohn des Gewaltigen lebhaft Theilnahme für den Wildschützen zu fühlen scheint. Das Gemälde ist voll Leben und vortrefflich in Zeit- und Lokation, dramatisch bewegt und harmonisch. Es knüpft sich an diese Anekdote aus dem Leben des großen Dichters die Sage, daß er den Friedensrichter wie den Häfcher zu Vorbildern in einigen seiner Stücke genommen und ihnen dort ein recht wenig schmeichelhaftes Denkmal gesetzt habe — denn er schildert diese Herren mit merkbarem Eifer als lächerlich dumm und beschränkt.

## Denksprüche.

So ist der Mensch: er führt im gläsernen Sarge  
Bei sich als Mumie überhand'nen Schmerz;  
Genos'sen Glücks entschlägt sich bald sein Herz.

Sie schwachen von Bescheidenheit?  
Mich dünkt, das ist ein fleckig Kleid!  
Der hat nach Rechten nie getrachtet,  
Der nicht die eigne Arbeit achtet.



# Gibraltar.

(Bild S. 116.)

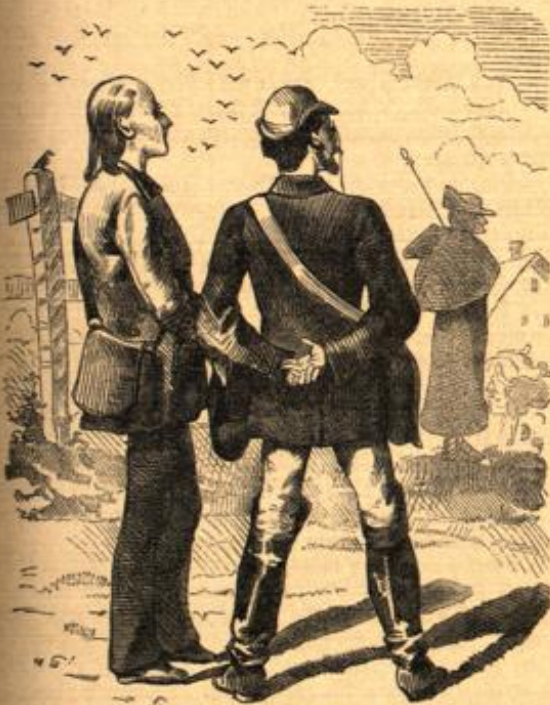
Nicht an der südlichsten Spitze der iberischen Halbinsel, wie man oft irrthümlich hört, wohl aber derselben unfern erhebt sich auf der die Bai von Algeiras im Osten abschließenden Landzunge der Punta de Europa die seit 180 Jahren in den Händen der Engländer befindliche Festung Gibraltar. Schon aus der Ferne erblickt man den hohen Felsen, auf welchem die Briten ihre gewaltigen Festungswerke errichtet haben und welcher ganz dieselbe — den Affen gehört. Der „Fels des Tarik“ ist der sogenannte Affenberg. Er beherbergt noch die einzigen wilden Affen, die in Europa leben, vielleicht 30 bis 40 Stück, welchen man

große Schonung angedeihen läßt. In den Spalten des Berges haben sie ihren Aufenthalt; der Berg ist nur hin und wieder mit wenigem Gesträup und einzelnen niedrigen Bäumen bewachsen. Einen Besuch der Befestigungen unterläßt natürlich kein Fremder. Die Erlaubniß dazu wird ohne Anstand gegeben. Man geht oder reitet den Berg hinauf und tritt durch das maurische Kastell in den innern Befestigungskreis. Dieses Kastell ist eines der ältesten in Spanien, denn es datirt aus dem Jahre 725, zu welcher Zeit Abu Abul Hajej es erbaute. Dann geht es noch eine Weile steil aufwärts, bis der Führer die Pforte zu den „Galerien“ öffnet. Sie liegen gleichsam in drei Stodwerten über einander und sind aus dem Felsen tunnelartig herausgearbeitete Gänge, in deren Lichtöffnungen die Geschütze stehen. Die Gesamtlänge dieser Galerien beträgt etwa 5 km. Manchmal stehen sie zu größeren

Räumen aus, einmal zu einem Saale von ganz anständiger Größe, der Hall of St. George, welche zu Gesellschaften, sogar zu Bällen benützt wird. Der ganze Berg ist mit Kanonen gespickt, wie ein Kuchen mit Rosinen. Wenn man die Galerien verlassen hat, geht es auf den Gipfel der Südseite, zum Signalthurm. Die Aussicht von da oben auf die afrikanische Säule des Herkules, nämlich den Gebirgszug, an dessen Fuß Ceuta liegt, während die europäische eben der Fels von Gibraltar ist, über die ganze Meerenge und die Bai von Algeiras hinüber, ist überwältigend großartig. An der untern Südfront des Berges liegt, wohlverschänzt und mit einem Leuchthurm versehen, die oben erwähnte Europaspitze. Zwischen dem Berge und dem Hafen liegt die Stadt, welche sich in der Länge fortstreckt und deren Häuser zum Theile terrassenförmig gegen den Berg angebaut sind. Eigentlich besteht die Stadt

## Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Idealist: Ach, welch' ein entzückendes Idyll; sehen Sie, der alte Schäfer!  
Naturalist: Ein Zweifelhäutler, der einem Hund zusieht, wie er Schafe hütet!



Schusterjunge: Bitte, bedecken Sie sich doch, Herr Rath!



„Na, Jungens, was lacht ihr denn so?“  
„Wir möchten uns einen Akt lachen, damit wir uns druff setzen könnten, um die Parade besser zu sehen.“



Kellnermeister: Da, Kleiner, Dein Vater möcht' wissen, wie viel mer Grad im Keller hätten, ich kann's aber nicht ertenn'n; trag' e mal das Ding mit nach Haus und sag', er sollt' selber nachseh'n.



Professor: Sie sind ebenso dumm, wie Sie groß sind; so 'n Schafstopp, wie Sie, ist mir lange nicht vorgekommen. Was, ich glaube gar, Sie lachen auch noch!  
Prüfmaner: Schimpfen Sie nur immer zu; so groß, wie ich's vertragen kann, können Sie gar nicht werden.



A.: Wer war jene Dame?  
B.: Die Frau Doktor X.  
A.: Ist Dir dabei nichts aufgefallen?  
B.: Schön ist sie nicht.  
A.: Wenn Sie bei dieser Witterung über die Straße geht, kann man gleichzeitig über den fruchtbaaren Regen und die große Dürre Betrachtungen anstellen.

Gibraltar nur aus einer einzigen langen Straße, welche sich am Fuße des Berges bis zur Südspitze hinzieht. Die Seitengassen jener langen Hauptstraße, welche sich rechts gegen das Meer, links gegen den Berg hinziehen, sind kurz und unbedeutend, wie die kleinen Füße einer großen, langen Raupe. Bei jedem Schritt, den man darüber hinaus thut, stößt man auf Kanonen. Am Ende der Hauptstraße befindet sich der wunderbar gelegene Promenadeplatz, die „Alameda“, welche prachtvolle Pinien, Dattelpalmen, Drachen, Pfeiffern und andere exotische Bäume und Gebüsch, darunter einige sehr starke Stämme der japanischen Kiefer, sowie der üppigste Blumenkranz schmücken, zu deren lustigem Grün und blendenden Farben das intensiv blaue Meer den schönsten Hintergrund abgibt. Hier versammelt sich die schöne Welt und stummet, der Militärmusik zuhörend, in den Abendstunden die löst-

liche, kühlende Luft, die vom Meere hereinweht. Sonst bietet Gibraltar keinen besondern Anblick und auch keine besonderen Annehmlichkeiten, die Straßen sind schmal, schlecht gepflastert und schmutzig, die Läden klein, enge, wenig großstädtisch. In sehr vielen werden arabische Waaren: Tücher, Seidenstoffe, Lederpolster, Teppiche, Metallstücken, Schmuckstücken und allerlei Rippes verkauft, welche unter Bezeichnung Arabian curiosities angelündigt, häufig aber in Paris fabrizirt sind. Viele Kaufmannsläden führen Tabak und Rauchartikeln. Gibraltar ist ein Freihafen, und gleich die ersten Schritte in der Stadt geben Straßenbilder von unvergleichlichem Reize. Unmittelbar vor dem Hafenthor befinden sich die Markthallen und der Marktplatz, wo die verschiedensten Artikel an Früchten, Fischen, Fleisch und anderen Waaren feilgehalten werden. Griechen und Türken stehen besonders mit Federvieh und

Eiern, Spanier mit Früchten und Fleisch aus. Am Landungsplatz wohnen durcheinander dunkle Spanier und blonde Engländer, krausköpfige Neger, gravitätische Türken, verschminkt aussehende Griechen, die nackten Füße in gelben Schuhen, bekleidet mit dem bis zur Wade reichenden, weiten, faltigen Oberkleide und der rothen Mütze, endlich braune, ernste und langsame Beduinen mit schleppendem Gange, gleichfalls die nackten Füße in gelben Pantoffeln, sonst aber im weißen Ueberwurf und mit weißem Fez. Am Thore halten die riesigen Gestalten der schottischen Hochländer im quadrillirten Plaid und Kilt die Waage. Fast allen Gesichtern ist aber die dunkelbraune afrikanische Hautfarbe aufgeprägt, eine deutliche Mahnung an die Nähe des schwarzen Erdtheils.

F. v. G.

## Am Deiche.

Eine Geschichte aus den Marschen

von

Ludwig Freiherrn von Ompfeda.

(Schluß.)

Indessen — er mußte ja schleunigst zurückkehren und die drei Zurückgebliebenen durch Nacht und Graus dem sicheren Zufluchtsort des festen Thurms zuführen. Magda's Entschlossenheit wuchs mit der wachsenden Bedrängnis. Das Wasser war im Hausflur inzwischen merklich gestiegen; schon bedeckte es ihre Füße. Um die kurze Zeit bis zur Ueberflutung zu nützen, sammelte sie mit kaltblütiger Fürsorge in Küche und Speisekammer allerlei Lebens- und Stärkungsmittel für die bevorstehende Gefangenschaft im Thurme. Sie hoffte, gestützt auf Albrecht's langen, sichern Pulstock, der an der Hausthür lehnte, das gefüllte Körbchen hoch auf ihrem Kopfe hinüberschaffen zu können, während Sybo das Kind trüge und sich der jungen Wärterin annehme, die, selbst kaum den Kinderjahren entwachsen, in ihrer zitternden Verzweiflung einer starken Stütze bedurfte. Nachdem Alles im Fluge gesammelt war, stieg Magda wieder zur Ufamer empor, bereitete dem Knaben warme Decken und suchte ein kräftiges Wickelband hervor, um damit die kleine Last sicher vor Sybo's Brust zu befestigen, so daß ihm in der immer höheren, stärker wogenden Flut beide Hände frei bleiben möchten. Auch das war bald geschafft. Und nun horchte sie wiederum erwartungsvoll in den dunklen Hausflur hinab. Nichts rührte sich; kein Zeichen von Sybo's rettender Rückkehr. Sie ging an's Fenster, an den Platz, wo damals von Albrecht's heißen Lippen das selig-unselige Geständnis seiner Leidenschaft zu ihr übergeströmt war. Niemals betrat Magda seit jener schicksalsschweren Nacht diesen Platz, ohne daß die Erinnerung wie eine lodernde Flamme glühend in ihr emporschlug. Als sie die untere Hälfte des quer getheilten Fensters emporhob, klirrten die Scheiben und — was war das? — sie empfand ein plötzliches, heftiges Erzittern des Gemüthes wie von einer übermächtig schüttelnden Gewalt. War es eine Mahnung, eine Warnung vor der Wiederkehr ihrer heimlichen, sehnächtigen, frevelhaften Gedanken? Magda spähte hinaus in die Finsterniß. Nun erkannte sie die natürliche Ursache jenes unheimlichen Erbebens. Ein breiter, tosender Wasserstrom schoß in schäumenden Wirbeln auf diese Ecke des Hauses zu, brach sich hoch aufbäumend am Gemäuer und verlor sich gurgelnd landeinwärts in die Finsterniß. Der Vollmond trat soeben durch einen Riß im jagenden schwarzen Gewölke hervor und zeigte ihr, daß die wilde Flut noch mehrere Fuß tief unter der Fensterbrüstung stand. Es war also immer noch möglich, das Wasser auf der andern, geschützten Gartenseite des Hauses zu durchschreiten.

Magda wartete — wartete. Drinnen sang Jantje dem Knaben, der unruhig wurde, einen alten heimathlichen Wiegenreim:

Süße mien Damm, süße mien Damm,  
Möder will fieten, of Voder quam.  
Bader is so wiet weg lopen,  
Wull sien Puppel 'n Rootje kopen.  
Süße mien Damm, süße mien Damm,  
Möder will fieten, of Voder quam.

Ewiger Gott im Himmel! Des armen Knaben Vater war auch weit weggelaufen! Und wer hatte ihn fortgetrieben von Haus, Weib und Kind?

Magda wartete — wartete.

Wo aber blieb Sybo, der Getreue? Was konnte ihn aufhalten, zu des Kindes und ihrer Rettung zurückzukehren? Während sie sich so in ihren erregten, jagenden Gedanken mit dem jungen Nachbar beschäftigte, schossen wunderliche Bilder durch ihr Gehirn. Er war ihr so herzlich zugeeignet. Er war eine so treue, echte Seele, ein so fester Halt in Sturm und Noth. Sollte sie sich an ihn klammern? Er würde sie immerdar sicher halten in seiner aufopfernden Liebe gegen jeden innern, wie jetzt gegen den äußern Wogenbrand! So lebhaft quoll jetzt der Wunsch nach seiner helfenden Nähe in ihr auf, daß er sie wieder hinunter trieb in den Flur und unter die Hausthür. Gott sei gelobt! Endlich! Sie sah das Lämpchen flimmern oben am Thurme. Jetzt bewegte es sich sichtlich hernieder. Jetzt bereitete der brave Mann sich zu dem schweren zweiten Rettungsgange. Es war höchste Zeit. Das Wasser im Hausflur zeigte sich abermals gestiegen; es reichte ihr bereits bis an's Knie.

„O eile, theurer Mann, eile, ehe es zu spät wird!“ rief sie, von heißem Lebensdrang und kaltem Todessehner geschüttelt. „Ich will dann um den Preis nicht feilschen, den der Retter fordern darf!“

Wieder flog sie die Stufen hinan, um die Wärterin zu raschem Ausbruche zu ermuntern. Mit zitternden Händen überflog sie nochmals die Gegenstände, die sie vorbereitet hatte. Nun wieder hinaus. Endlich — endlich! In diesem Augenblicke erschien das Licht in der Hausthür, eine dunkle Gestalt bahnte sich den Weg zur Treppe. Jauchzend stürzte Magda zur Wiege des Kindes, hob es an ihre Brust, um es dem nahenden Retter entgegen zu tragen. Ihre überquellenden Augen suchten ihn auf der Schwelle des Gemäues. Dort stand er ja schon. Magda starrte auf eine hohe Männergestalt.

„Albrecht! Albrecht!“ entrang es sich wie der Angstschrei einer armen, versinkenden Seele ihren stammelnden Lippen.

Sie waren allein. Die junge Wärterin hatte den Knaben, den der Vater nicht zu bemerken schien, in das Schlafzimmer zurückgetragen, um ihm die schützenden Hüllen umzulegen.

„Wo — ist — Sybo?“ fragte Magda, in grenzenloser Verwirrung unwillkürlich rückwärts wankend.

„Ich war im Thurm,“ antwortete Albrecht. „Sybo konnte nicht allein wieder herabsteigen. Die oben unbefestigte Leiter schwimmt im Wasser. Sybo muß sie bewachen und halten, damit wir uns hinauf retten können. Eilen Sie, Magda, es ist die höchste Zeit!“

Das schöne Mädchen stand regungslos am Pfeilertischchen im Hintergrunde des Zimmers zwischen den Fenstern. Sie hatte beide Hände hinter sich aufgestützt, als ob sie fürchtete, in sich zusammen zu sinken. Starr blickte sie vor sich nieder mit fest geschlossenen Lippen. Draußen hörte man durch die augenblickliche innere Stille den rasenden Strom um das Haus drängen und toben. Jetzt erfolgte ein schwerer Stoß, wie wenn ein gewaltiger Mauerbrecher gegen das Gebäude prallte. Die Wände zitterten, das Gebälk ächzte und krachte.

Albrecht trat näher.

„Magda!“ sagte er mit leiser, bedeckter Stimme, die des Mädchens Tiefinnerstes erbeben machte. „Magda! Hören Sie mich nicht? Ich bin gekommen, Sie zu retten!“

„Retten Sie — Ihr — Kind!“ antwortete sie tonlos.

Albrecht trat ganz nahe heran und ergriff ihre willenslose Hand. Er war sehr blaß. Seine Augen brannten auf ihrem Antlitze.

„Magda! Hören Sie mich! Leben und Tod hängen an diesem Augenblicke. Ich habe gekämpft gegen mich und gegen — Sie. Ich wollte entsagen; ich kann es nicht. Ohne Sie hat das Dasein für mich keinen Zweck, keinen Werth mehr. Sie sind die Perle, nach der ich mein Leben lang gesucht habe, und die ich nun, selbst um mein Leben, nicht lassen werde. Und Sie, Magda, ich weiß es, Ihre reinen Lippen konnten schweigen, aber nicht lügen; Magda, Ihr Herz —“

„Retten Sie Ihr Kind!“ unterbrach sie heiser flüsternd den haltlosen Strom seiner Worte.

„Magda!“ begann er abermals, „mein Sinn ist verstört, meine Gedanken sind wild in dieser furchterlichen Stunde. Ich wollte Sie nicht wiedersehen, bevor nicht mein Weg zu Ihnen frei war. Ein unabwendbares Schicksal führt uns hier zusammen. Begreifen Sie nicht, fühlen Sie nicht diese wunderbare Fügung?“

„Sie freveln!“ hauchte das verzweifelte Mädchen mit letzter Anstrengung. „Denken Sie an Theba! Retten Sie Ihr Kind!“

„Ich weiß nichts mehr von Weib, nichts mehr von Kind, seit ich Sie wieder sah. Sie muß ich mir retten für eine selige Zukunft. Ich gehe nicht von hier ohne Sie!“ „Und ich,“ stieß sie hervor, indem sie ihm ihre Hand entriß, „ich weiche nicht von hier, ehe nicht Theba's Kind geborgen ist.“

„Es ist unmöglich,“ betheuerte er, „Sie, den Knaben und das Mädchen zugleich zu führen. Das Wasser steht zu hoch.“

„So gehe ich allein,“ sagte sie.

„Nach drei Schritten würde die Flut Sie haltlos davon tragen.“

„So bleibe ich allein hier,“ war Magda's letztes Wort.

„Nun wohl,“ sagte Albrecht, „Ihr Wille soll geschehen. Aber nur unter einer Bedingung.“

„Welche?“ stieß sie heiser hervor.

„Bereuen Sie Ihr eiserne, furchterliches Schweigen,“ flehte Albrecht mit beschwörender Geberde. „Sagen Sie mir ein Mal, nur ein einziges Mal, daß Sie mich lieben! Geben Sie in dieser Stunde, in der wir um Leben und Tod spielen, nur ein Mal der Wahrheit die Ehre!“

Magda hatte sich bei diesen letzten Worten des geliebten Mannes zitternd abgewendet. Furchterlich klar steht es jetzt da vor ihrer ringenden Seele: das Spiel ihres Daseins geht um Leben und Tod. Aber es dauert wohl nicht mehr aus bis zum Ablaufe dieser Stunde. Kürzer ist die Frist, viel kürzer. Reicht sie wohl, bis Albrecht den Weg zum Thurme zweimal durchzählen kann? Und wenn sie ausgereicht hatte, wenn zuerst das Kind gerettet war, wenn darauf auch sie! Was dann?

„Magda!“ drängte es wieder von Albrecht's zitternden Lippen.

Plötzlich — wie wenn das lang verhaltene, übermächtige Gefühl in unwiderstehlichem Anlaufe alle Dämme überströmend durchbräche — umschlang sie stürmisch Albrecht's Hals, blickte ihm mit leidenschaftlicher Sehnsucht tief in die brennenden Augen und schluchzte haltlos und hingegeben in unennbarer, unendlicher Seligkeit: „Ja! Ja! Gott verzeihe es mir! Ich liebe Dich unsäglich. Du bist mein einziger Gedanke bei Tag und Nacht!“

Halb von Sinnen, wie im Rausche des Verzückten, presste er die endlich gewonnene Geliebte fest an sich und küßte ihr Geständnis von ihren blassen Lippen. Da erbebte über ihnen Theba ten Broek's altes Haus, von einem neuen, heftigern Anpralle der rächenden Wogen gerüttelt, in seinen Grundfesten.

Erschreckt fuhr Magda auf und entzog sich Albrecht's Armen.

„Jetzt rette das Kind!“ flüsterte sie, ihr Gesicht überfelig und verzweifelt in beide Hände verbergend.

„Ich will es, Geliebte,“ erwiderte er. „Ich gehorche

Dir und bezahle damit meine letzte Schuld an seine Mutter. Du aber, Du bist mein Preis, den ich festhalte bis an's Ende. So schwöre mir zuvor, mein zu sein von dieser Stunde an, in Leben und Tod!“

Ein heftiges Zittern und Ringen durchschauerte Magda's Gestalt. Sie bog sich stöhnend rückwärts, als ob irgend etwas gewaltthätig in ihr zerrisse. Dann aber richtete sie sich auf, todtentleiblich, und sah ihm nochmals in's Auge.

„Ich schwöre es,“ sprach sie feierlich mit fest gefalteten Händen, „Dir will ich gehören mein ganzes zukünftiges Leben lang. Treu will ich Dir sein in Leben und Tod!“

„In Leben und Tod!“ wiederholte Albrecht halb unbewußt. Dann wandte er sich dem Schlafzimmer zu, die Wärterin, nahm das schlafende Kind, band es sich fest vor die Brust, hing die Laterne über die Schulter und stieg die Stufen zum Hausflur hinab. Die Wärterin folgte ihm zagenden Schrittes, von seinem rechten Arme gehalten. Magda stand oben am Kopfe der Treppe und leuchtete hinunter. Sie sah Albrecht mit seinen beiden Bürden des wassererfüllten Hausflurs durchschreiten. In der Thür wandte er sich zurück, seine Augen suchten ihre geliebte Gestalt.

„Auf Wiedersehen!“ rief er mit fester, gehobener Stimme. „Lebe wohl!“ hauchte Magda. Drohend krachten die unterwaschenen, wankenden Mauern von Theba ten Broek's altem Hause.

Magda taumelte in's Zimmer zurück und brach nicht am Fenster nieder. Ein Schauer unendlichen Grauens schüttelte ihre Glieder; ihr Kopf wirbelt. Sie hört nicht mehr das Heulen der gierigen Flut, die höher und höher zur Brüstung herauf leckt; sie hört nicht mehr das Aechzen und Dröhnen in den Fugen des brechenden Gemäuers. Ihre arme Seele ringt gegen ihren Schöpfer. Endlich löst sich der furchterliche Kampf der verzweifenden Kreatur, der es vor dem gähnenden Abgrunde graust um ihrem nahenden Schicksale. Sie sinkt in die Kniee und murmelt:

„O Vater der Liebe, Allerbarmher, vergib mir! Ich will ihn büßen, den Augenblick der Sünde! Sei du drüber gnädig gegen dein armes Geschöpf, das vor sich selbst nieden keine Gnade mehr finden kann!“

Magda erhob sich mühsam und trat zum Fenster. Lange starrte sie in den gurgelnden schwarzen Strom hinab, der jetzt nahe, ganz nahe unter ihr tobte, toll und wild, bereit, jedes Opfer, schuldlos wie schuldlos, das seiner Macht anheim fiel, in seinen Wirbeln fortziehend zu verschlingen. Schweigend lehnte sie am Fenster, schweigend beugte sie sich hinaus. Das finstere Seegepenst hielt sie drängend umschlungen. Das Haus zitterte nicht mehr, es wankte in Dach und Grundfesten.

„Theba, ich bleibe Dir treu! Albrecht, Dein war ich in Leben und Tod!“ — Der Hauch der ersterbenden Stimme verflang ungehört im Sturme, als Magda Brandau sich hinunter beugte — hinunter — tiefer — immer tiefer —

Albrecht hatte nach hartem Kampfe mit der dunkel dahin schließenden Flut sein Kind dem oben harrenden Freunde übergeben. Mit Theba, die zum Bewußtsein gekommen war, hatte er eilige Worte gewechselt, daß Magda noch in höchster Gefahr schwebte, freiwillig, um des Kindes willen. Sie selbst trieb ihn stehend fort zum zweiten Rettungsgange. Wie von den Furien gepeitscht flog er die Leiter hinab. Als er sich endlich durch das schwarze, immer noch an schwellende Wasser abermals den Weg zum Hause erkämpfte, da — stockte sein Fuß — da tastete er, ein Blinden, umher in der Nacht, — da schrie er, ein Verzweifelter, durch Sturm und Wogenbraus — da fand er weder Thür noch Mauer mehr. Der gewaltige Strom des vom Deiche hereinstürzenden Wassers hatte das feste Werk der Menschenhand, das alte Haus der ten Broek, spielend an seinen alten Fugen gerissen und wie leichte Schaumflocken vor dem Winde tanzend mit sich hinweg gespült. —

Und als die Fluten sich verlaufen hatten und die Winter-sonne wiederum frieblich auf die feste Erde des Broekpolders hernieder schien, da fand man, was noch übrig war von Magda Brandau, sicher gelandet — am Deiche.

## Die Wahlzeit in Ungarn.

Von

Marius Hekt.

(Bd. 6. 112.)

Die Korteje (Wahlagitatoren) des Bezirks Szekeres hatten diesmal beneidenswerthes Glück. Der jugendliche Graf Balajthy hat sich herbeigelassen, die Kandidatur anzunehmen, die Kandidatur gegen den populären und bisher stets gewählten Gara. Unter Bild Nr. 1 zeigt den beglückenden Moment, wo der Korteje seinen Anhängern das Schreiben des jungen, reichen und ahnungslosen Grafen vorliest, der, aufgeschreckt vom Ehrgeiz, nach dem Mandate greift. Auf dem Bild Nr. 2 naht der junge, in Paris erzogene Graf seinem Wahlbezirk im raschen Fünfspeppam. Red ist keine Fahne gerollt, aber die Tafel verkündet in grellen Farben: „Eisen (hoch) unser Abgeordneter Béla Balajthy“. Das „Graf“ und „von“ wird mit Rücksicht auf das demokratische Volk weggelassen. Im Bilde Nr. 5 sehen wir Balajthy bereits im Triumphe durch die Straßen von Szekeres fahren. Auf das Treibfeld und das Rad des Wagens steigen des Grafen Anhänger, ihm seinen Namen begeistert in's Ohr brüllend. Die Menge schreit und singt und die Zigeuner mischen Mußik in das Chaos. Nachdem der junge Graf eine endlose Begrüßungsrede angehört, läßt er die

Wagen nach dem großen, jetzt leerstehenden Schuppen lenken, in dem alljährlich der Tabak getrocknet wird. Vor dem Schuppen erhebt sich der mit Reisig geschmückte Triumphbogen, den statt der Lampions die Schalen von Melonen und Kürbissen malerisch dekorieren. Die große Trockenstube hat Raum für 600 Gäste. Begleiter erscheinen in denselben Stiefeln, mit denen sie heute hinter dem Pfluge einhergegangen, auch der Szür (Mantel) ist durchzogen. Diese Gesellschaft und der hundertjährige Tabakstaub, der die Atmosphäre erfüllt und stark zum Niesen reizt, scheint dem jungen Grafen wenig zu behagen. Gar oft rufen ihm die Nahestehenden ein „Gefgott“ zu. Die Zigeuner spielen ungarische Weisen; den Primgeiger aber läßt der Ehrgeiz nicht ruhen, er muß dem Grafen den „Propheeten“ aufspielen; eine Höllepein für das musikalische Ohr des Letzteren. Glücklichweise ruft Herr Bori zur Tafel. Mühlsteingroße Schüsseln werden aufgetragen, darin schwimmen Fleischstücke in einer zinnrothrothen Sauce.

„Das ist ein Vorkost, Herr Graf, ich hab's bereitet,“ sagt Herr Bori, und er legt eine Portion auf des Kandidaten Teller, groß genug für einen Bauern, der eben von der schwersten Feldarbeit heimkehrt.

„Sind Sie denn noch?“ fragt der Graf.

Beleidigt entgegnet der Kortes: „Das ist eine Nationalspeise, die ich Ihnen zu Ehren persönlich bereitet habe.“

Um seinem Getreuen Satisfaktion zu geben, greift der Graf herzhast zu. Sein Athem stockt, er glaubt eine in Bitriol getauchte Klapperschlange geschluckt zu haben, die sich nun an der Magenwand herausbeigen will. Dazu reicht ihm ein Nachbar vom Teller voll der schönsten Gispapirfalschoten. Bori empfiehlt ihm diese „ungarischen Ananas“ wärmstens. Jaghaft greift er bei französischer Küche erzeugene Gourmand nach dem grünen Lederhosen. Er beißt muthig hinein, aber seine Zunge beginnt so heiß zu brennen, daß er glaubt, in glühende Kohlen gebissen zu haben, die er unter der grünen Hülle vermutete. Noch hat er sich von diesem Schrecken nicht erholt, da erscheinen die Schüsseln mit den nationalen Topfen-Nudelern. Eine prächtige Speise, die kleinen Stücke, so weißgelb wie die Haut eines zarten Fräuleins, darüber ein Guß von fettem Rahm, bröckeligem Topfen (Käse), und das Alles hübsch geziert mit braungebratenen Speckstücken. Alles greift herzhast zu, nur Graf Béla entschuldigt sich, denn es schien ihm, als sehe er in der Schüssel frischgeschlagenen Kalk mit Feuerschein aufgeputzt. Aber auch die holde Damenwelt muß ihre Speise haben; der grandios gewollte Krautstrudel wurde hereingebracht. Furchtjam blickte der Graf auf diese schlafende Schlange, einer Boa Constrictor gleich schien sie sein Leben zu bedrohen. Aber diese Gefahr wendeten die hübschen Frauen ab, die in der angestrichenen Nationaltracht um den Tisch saßen, sie verzehrten die schlafende Schlange bis auf den letzten Rest. Dann aber erhoben sich die schmutzen Gestalten mit den goldgestickten Häubchen, über das schwarze, farbig-verzähnte Leibchen ein Spitzenstück gebunden, dazu ein in hundert Falten gezogenes rundes Kleid. Jede Frau legte eine Hand auf die Hüfte, die andere auf einer Gefährtin Schulter und nun begann der in der Gegend von Szekeres übliche „Reigen der Frauen“. Alle Blicke wendeten sich dem interessanten Nationaltanz zu und Graf Béla fühlte auch sein Herz hüpfen beim Anblicke der vielen Schönen, von denen ihm jenes schwarz-äugige Fräulein mit dem reichen kastanienbraunen Haar besonders wohl gefiel. Das ist Herrn Bori's Tochter, die im letzten Höschen den Notar geheiratet. Graf Béla bekommt selbst Lust zum Tanzen, aber — wie Bori erklärt — muß da erst die Bhalang der Fein durchbrochen werden. Gelbennüthig stürzt Béla unter die Tanzenden und ergreift beim Ausertorenen, sie zum Gardas während, den die Zigeuner seinem Befehle gemäß aufspielen. Nun folgt Alles seinem Beispiele. Etwa eine halbe Stunde währt das langsame Tempo des Gardas, dann wird es immer rascher und heftiger. Wie ein Kreis dreht sich Bori's schöne Tochter mit Béla, der sich so weit verlegt, sie — zu küssen. Im Moment des Kusses erinnert er sich an ein Schauspiel, wo ein solcher, vor allen Leuten gegebener Kuß noch drei bittere Akte zur Folge gehabt hat. Auch hier sollte er nicht ohne Folgen bleiben. In Szekeres gilt der Grundsatz: „Wer seinen Abgeordneten küßt, der küßt sich selbst.“ Béla wurde daher der Reize nach von allen hübschen und jungen Frauen geküßt. Aber es waren auch ältere, recht derbe alte Frauen da, die küßten den Grafen ebenfalls. Nach dem eben genossenen Krautstrudel duftend, gaben sie ihm so verzehrende Küsse, daß ihm die Ohren jauchten und der Unterkiefer zu schmerzigen begann. Es war eine Erlösung für ihn, als er gerufen wurde, die Anrede des Richters zu hören, der von den historischen und Rechtsverhältnissen des Ortes, dessen Wünschen und Beschwerden in langer und breiter, durch Daten motivierter Rede sprach. Nun hätte Béla sich gerne schlafen gelegt, aber er mußte noch den Fadelzug empfangen, dessen Führer, der Gatte der schönen Notarin, sich in seiner Anrede auf den höchsten Gipfel der europäischen Politik erhob. Er stellte den Richter arg in Schatten, der nur von lokalen und agrarischen Verhältnissen zu reden mußte. Der wadere Notar begann beim Testament Peter's des Großen und dessen Einfluß auf die Verhältnisse des Orients, von Englands ägyptischer, Frankreichs chinesischer und Deutschlands afrikanischer Politik. Dabei vergaß er weder die Entrevue der Monarchen, noch die Handelskrisen dieß und jenseits des Ozeans. Wie schlafig Graf Béla auch schon sein mochte und wie sehr die Fäden bereits ihren Trägern auf die Nägel brannten, mußte der junge Abgeordnetenlandkandidat doch die „ehrende Ansprache“ erwidern. Er sprach ebenfalls von Kolonialpolitik und kam bald aus dem stillen Ozean in den atlantischen, um über Gibraltar und Suez in's indische Meer zurückzugelangen. Er citirte arabische und persische Aussprüche über das englische Handelsmonopol und leitete schließlich seinen Stammbaum direkt auf die Dynastie der Arpaden zurück. Natürlich mußte auch noch Herr Bori zu dem verammelten Volke sprechen. Er hob die gewaltigen Vorzüge des jungen Kandidaten hervor und vergaß nicht zu erwähnen, daß derselbe von seinem großen Einkommen die armen Kinder der alten und neuen Welt künde. „Nun aber wünsche ich Ihnen gute Nacht!“ — rief Herr Bori — „Ihnen Allen und insbesondere unserem geliebten Vaterlande.“ In der That konnte nun — es war allerdings bereits drei Uhr Morgens geworden — Graf Béla im göttlichen Hause Bori's seine müden Glieder zu Bett bringen. Bald umfingen ihn Morpheus Arme, aber dieses Glück näherte kaum eine Viertelstunde. Ein Getöse, als sollte ein neues Jericho belagert werden, weckte den bedauernswerthen Grafen. Er suchte in der Finsternis nach seinem Revolver, angsterfüllt dachte er an einen nächtlichen Ueberfall durch Zuluskaffern. Herr Bori machte Licht und erklärte, es seien die wackeren Schwaben des

Ortes, welche dem zukünftigen Abgeordneten ihre Huldigung darbringen wollten. Das Getöse aber verursachte deren mit Pauten und Tschinellen arbeitende Musik. Bori versuchte die biedereren Schwaben auf die andere Seite des Hauses zu locken: „Balajthy schläft dort.“ Diese aber ließen sich nicht so bald fortjucken.

Erst nachdem die Schwaben noch einige gutgemeinte Gefänge zum Besten gegeben, zogen sie sich taktvoll zurück, den Grafen seiner Nachtruhe überlassend. Leider kam aber noch der Gesangsverein „Aurora“, der das herrliche Lied: „Komm, fröhlicher Fischer“, intonirte.

„Das wird leider kein Ende nehmen,“ sagte Bori, dem die Ausdauer der Auroragangsbrüder bekannt war. „Nun werden sie noch das Lied: „Das Leben ist ein Schatten nur“, und: „Mars' Werfthüte, blut'ge Stätte“ zum Besten geben. Dann den „Guten Morgen“, mit dem sie ihre Patronin begrüßen, Aurora, die Morgenröthe.“

„Aurora,“ entgegnete der Graf bitter, „hat sich aber ausgeschlafen, während ich keinen Augenblick Ruhe hatte!“

„Nun,“ sagte Bori, „ist es Zeit, die Nachbargemeinden aufzusuchen, welche zu diesem Wahlbezirk gehören, von denen einige noch sehr an Gara hängen und belehrt werden müssen.“

Bori ließ anspannen und der Landläufer mit den fünf Pferden rollte bald gegen Szöllös, die stärkste Position des Gegners. Szöllös ist derart von Weingärten umgeben, daß man nur auf einem Wege in das Dorf gelangen kann. An diesem Wege stehen die Anhänger Gara's, mit dem zerlumpten Kortes Jömsöl an der Spitze. Mit drohenden Geberden wird Graf Béla empfangen, und nur der Gewandtheit Bori's kann er es verbanen, wenn er überhaupt, noch dazu mit heiler Haut, in Szöllös eindringen dürfte. Bori nämlich küßte vor Allem die schmierige Hand der Frau Jömsöl, dann nahm er ihren Mann beiseite und flüsterte ihm zu: „Was verstellst Du dem Weine den Weg! Szöllös hat bisher immer den Spah verstanden, sich vom Gegenkandidaten mit Speise, Trank und Cigarren traktiren zu lassen. Unser Gimpel hat viel Geld, warum wollt ihr ihn verhindern, es in Szöllös unter die Leute zu bringen? Ueberdies habe ich dabei einen Profit von zehntausend Gulden, den Du, Bruder, mir gewiß vergönnt. Noch immer habt ihr gelauert, gegessen und getrunken auf des Gegners Kosten, aber ihm dafür auch keine einzige Stimme gegeben.“

Diese Argumente wirkten auf Jömsöl, und mit höhnischem Schmunzeln erteilte er die Erlaubnis zur Einfahrt des gräflichen Wagens in sein — wie durch einen Warenring geschütztes — Dorf.

Tag und Nacht brachten dem jungen Grafen ähnliche Erlebnisse, von denen ihn erst der Wahltag erlöste, an welchem er leider vernehmen mußte, daß er trotz aller Opfer und Selbstüberwindung schmachvoll durchgefallen war. Der populäre Gara hat ihn besiegt.

## Aus allen Gebieten.

### Getrocknete Gräser.

Unsere wilden Gräser geben, wenn sie geschmackvoll zu Bouqueten zusammengestellt sind, einen schönen Zimmereschmuck für den Winter ab, der noch dazu ganz kostenlos hergestellt werden kann. Diejenigen, welche sie sammeln wollen, müssen vor Allem zwei Punkte beobachten, nämlich sie gleich anfangs, wenn sie in Blüte kommen, einzusammeln und sie in ihrer natürlichen Stellung zu trocknen. Die Zeit zum Einsammeln ist von besonderer Wichtigkeit, denn wenn sie bereits der Reife entgegengehen, fallen sie leicht ab und sind dann mehr eine Quelle des Bedrusses als des Vergnügens. Es ist nicht nöthig, die zu sammelnden Sorten aufzuführen. Man wählt am besten solche, die hübsch und zierlich aussehen. Das Trocknen geschieht an einem luftigen, schattigen Platz. Sie dürfen zu diesem Behufe nicht aufgehängt werden, weil sonst viele derselben ihre schöne, natürliche Gestalt verlieren, und sie müssen deshalb in aufrechter Stellung getrocknet werden. Man kann sie zu diesem Behufe in trockenen Sand stecken, mit dem man ein Gefäß füllt. Gräser mit allerlei Farben zu färben, halten wir nicht für besonders geschmackvoll, weil es unnatürlich ist. Höchstens ist Grün zulässig, um die Farbe wieder herzustellen, die beim Trocknen verblasst ist.

### Fußwärmer.

Effigsaures Natron zur Fällung von Fußwärmern. Nach dem „Scientif. Amer.“ vermag eine Lösung von effigsaurem Natron die vierfache Wärmemenge aufzunehmen und, in eine Wärmflasche gefüllt, allmählich wieder abzugeben, wie reines Wasser. Diese Erscheinung beruht auf dem Umstande, daß das genannte Salz nur in heißem Wasser löslich ist, daher bei Abkühlung erstarrt, dann aber wieder die Wärme abgibt, die es zu seiner Verflüssigung aufgenommen hatte.

### Schreibtinte.

Schwarze Tinte. Eine gute, billige, Stahlfedern nicht angreifende und leicht fließende schwarze Tinte erhält man durch Auflösen von 3—4 Drachmen Nigrosin in 16 Unzen heißem Wasser. Wenn völlige Lösung und Erstarrung stattgefunden hat, setzt man zu derselben eine Lösung von 30 Gran zweifach chromsaurem Kali in 4 Unzen Wasser und demnächst eine Lösung von 30—40 Gran Gelatine in 4 Unzen Wasser. Diese Tinte hält sich gut und eignet sich auch zu Kopirtinte, namentlich bei einem geringen Zusatz von Zucker oder Glycerin. Sollte sie als solche dunkler gewünscht werden, so kann dieß durch Anwendung von etwas mehr Nigrosin oder etwas weniger Wasser bei der Anfertigung willkürlich erreicht werden.

### Auflösung des Räthselbrungs Seite 96:

Heiß'ge Poesie des Lebens,  
Lebte, Stern, und geh' nicht unter!  
Werde deine Wellen munter.  
Rascher Strom des frischen Strebens!  
Dah in Stürmen und in Wellern  
Nimmer Muth und Lust erbeben  
Sondern lächlich oben schweben  
Hoch und höher zu den Wölkern.

G. M. Kndt.

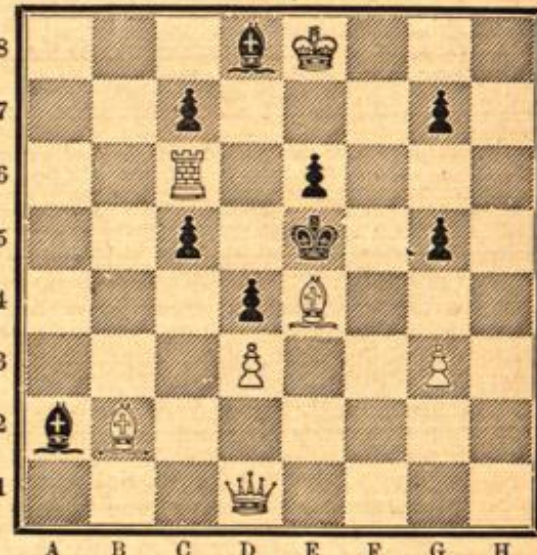
## Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

### Aufgabe Nr. 3.

Von Ludwig Hechter in Wien.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

### Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 1 in Nr. 1:

- | Weiß.                       | Schwarz.             |
|-----------------------------|----------------------|
| 1) T. F 7 — F 4 . . . . .   | 1) R. E 5 nimmt F 4. |
| 2) D. D 8 — F 6 + . . . . . | 2) R. F 4 — E 3.     |
| 3) D. F 6 — F 2 Matt.       |                      |
- A.
- |                                |                     |
|--------------------------------|---------------------|
| 1) . . . 2 nimmt D 3 . . . . . | 1) R. A 8 beliebig. |
| 2) D. Matt.                    | 2) Beliebig.        |

Gleichzeitig mit dieser Nummer wurde ausgegeben das erste Heft des dreizehnten Jahrgangs, 1885, der

## „Deutschen Romanbibliothek“.

Abonnementpreis:

in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark pro Quartal,  
in 14tägigen Heften nur 35 Pf. pro Heft.

Wir beginnen den neuen Jahrgang mit zwei ungewöhnlich fesselnden Romanen aus der Feder beliebter Autoren:

„Die schöne Wienerin“ von Hieronymus Lorm.

„Der Adjutant der Kaiserin“ von Gregor Samarow.

Diesen Dichtungen werden zunächst folgen:

- |                                   |                       |
|-----------------------------------|-----------------------|
| „Die tolle Braut“ von . . . . .   | Eugen Salinger.       |
| „Die Lehnjungfer“ von . . . . .   | Emile Erhard.         |
| „Erlachhof“ von . . . . .         | Oskar Schubin.        |
| „Du spät geklebt“ von . . . . .   | Gräfin M. Benferling. |
| „Daniela“ von . . . . .           | B. Oulot.             |
| „Am Berge Arta“ von . . . . .     | Freiherrn v. Suttner. |
| „Der Weg zum Glück“ von . . . . . | Karl Trenkel.         |
| „Camors“ von . . . . .            | Adolf Stern.          |

Aus der neuen deutschen Dicht wird auch ferner sorgsam das Beste ausgewählt und durch ein kleines Feuilleton dem Blatte ein weiterer Reiz verliehen werden.

Und das Alles zu einem beispiellos billigen Preis, denn der Abonnent auf die „Deutsche Romanbibliothek“ bekommt in einem Vierteljahr den Inhalt von mindestens sechs Romanbänden üblichen Umfangs für nur 2 Mark, er bezahlt also für den Inhalt eines Romanbandes, der sonst nur wenigstens 3 Mark kostet, nur etwa 30 Pfennig! — und erhält so in schöner Ausstattung die

neuesten Romane der ersten deutschen Schriftsteller als sein Eigenthum beinahe um den Preis der Gebühr für das Lesen in der Leihbibliothek.

Auf den dreizehnten Jahrgang der „Deutschen Romanbibliothek“ wolle bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt abonniert werden, von welcher man die „Illustrierte Welt“ bezieht.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt

vormalis Eduard Hallberger.

### Aleine Korrespondenz.



Hausfrau in Schonach (Baden). Versuchen Sie es mit dem Karlsbader Kaffee von Max Thümmel in Dresden. Der Kaffee ist auf eigenthümliche Weise geröstet.

Abonnent in Breslau. Der Zucker verwandelt sich in Alkohol und die Frucht gibt ein spezielles Aroma. Bei der völlig reifen, also süßesten Frucht, ist auch das Aroma am stärksten, daher der Mangel bei den sauren.

Hrn. J. C. Bremer in Mannheim. Begli bei Genua ist meist warm und schön im Dezember, Januar und Februar; der März ist fast in ganz Italien ein windiger, nasser, kalter Monat. Setzt dort zu fürchten.

Frau Eveline von B. in D. Das geflügelte Wort: „Ja, Bauer, das ist ganz 'was Anderes!“ stammt von dem in Hamburg 1761 verstorbenen Professor Michael Richey und findet sich in dessen deutschen Gedichten. Hamburg 1764—1766.

Frl. Bertha P. in Kiel. In diesem Fall doch wohl nicht ganz korrekt. Hier heißt's warren.

